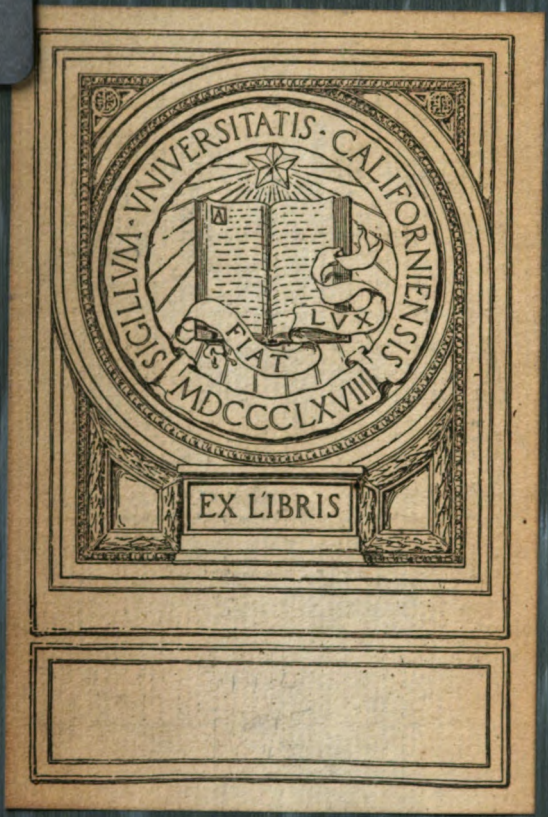
UC-NRLF
$B 472 104

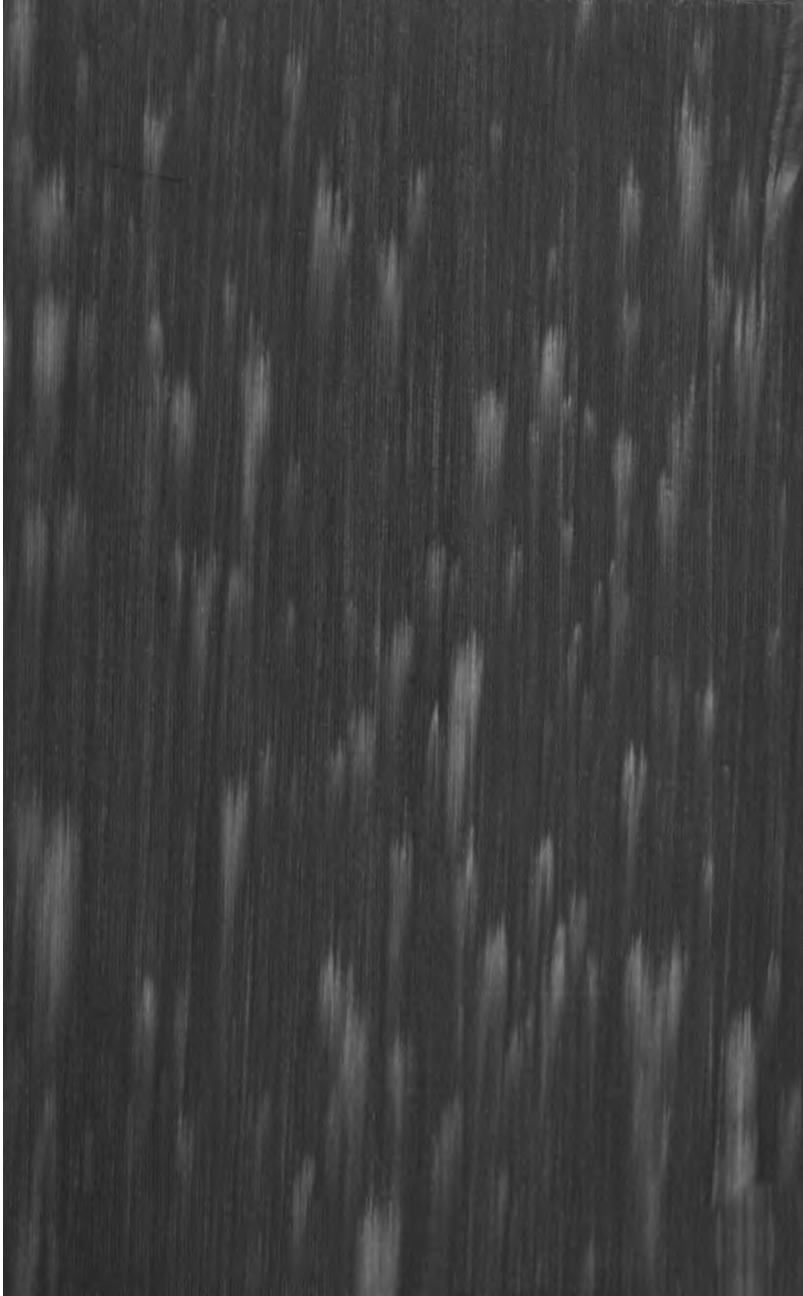
Goethes Lili

von

Franz Servaes

U.s.K.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



UNIV. OF
CALIFORNIA

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XVIII

Goethes Lili

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1916

Goethes Lili

Von

Franz Servaes

Mit fünf Kunstdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1916

OCT 3 2 1911

UNIV. OF CALIFORNIA

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

411752

Lili. Lieſe von Türckheim, geb. Schönemann.
Paſtellbild von unbekannter Hand aus dem Jahre 1782.
Im Beſitz der Baronin Frida von Türckheim
auf Schloß Dachſtein i. E.

UNIV. OF
INNIA

Zu den Frauen, die aus eigener Kraft, einzig durch ihren persönlichen Wert sich die Unsterblichkeit errangen, gehört die Heldin dieser Blätter nicht. Lili Schönemanns Name wäre heute wie der vieler gleichzeitig lebender, gewiß nicht minder liebenswürdiger, nicht minder guter, kluger und schöner Schwestern im Zeitenstrome versunken, hätte sie nicht das eine hohe Glück gehabt, einem Goethe zu begegnen und von seiner Liebe begnadet zu werden. Ihm zu begegnen in einem Lebensalter, da zwar vieles, was später ihren Charakter ausmachte, noch in frühester Knospe stand, wo aber um so stärker und mächtiger ihre Lieblichkeit entfaltet war, der ganze Reiz einer aparten und verführerischen Weiblichkeit und Unschuld. Dies allein ist Lilis geschichtliches Verdienst: von Goethe geliebt worden zu sein. Jedoch wir dürfen hinzufügen: seiner Liebe würdig befunden zu werden. Einer Liebe, die ausdauernd war, mag sie auch in der Zeit, da sie die beiden Menschen mit ihrer

körperlichen Gegenwart zusammenführte, nur drei Vierteljahre (und die nicht ungeteilt) gewährt haben. Und mögen selbst manche Jahrzehnte in des Dichters Leben, und auch im Leben der Frau, vergangen sein, ohne daß ihre Gedanken in einer für uns greifbaren Weise einander berührt hätten. Wann aber je die beiden Seelen, und sei es aus weiter Ferne und aus geringfügigem Anlaß, wieder zueinander in Berührung kamen, dann hob sogleich ein dem feineren Ohre unverkennbares, geheimnisvoll-leises und süß-sehnsüchtiges Klingen an. Und es zeigte sich, daß die beiden Menschen nicht für einander gestorben waren.

Darum gehören sie denn auch für ewig zusammen: Goethe und Lili. Nimmermehr könnte Goethes Leben ohne Lili und noch weniger das Leben Lilis ohne Goethe gedacht werden. Mag das Weib im Leben des genialen Mannes auch nur eine Episode sein, freilich eine Episode voll innigsten Glückes und menschlich-tiefer Verschlingung — sie gehört in ihrer Bescheidenheit doch unlösbar in dieses Heldenleben hinein. Sie ist wie ein zarter berückender Duft, der darüber schwebt. Und mag auch der Mann im Leben dieser Frau gleichfalls nur eine Episode gewesen sein — ein Jugenderlebnis, das möglichst rasch und gründlich zu vergessen fast eine Pflicht war — und mag es wirklich manchmal im Gedränge eines von Weibes- und Mutterſorgen viel beanspruchten Lebens so geschienen haben, als sei jene stille Pflicht des Vergessens redlich und gründlich erfüllt worden: zieht man die Summe dieses Lebens, so war dennoch die liebende Begegnung

mit Goethe deſſen großes Ereignis, ohne das dieſes Leben, wenn auch gewiß nicht leer, ſo doch bedeutungsarm geweſen wäre. All ſein Glanz kommt ihm von Goethe.

Dieſe Worte der Verſtändigung ſchienen dem Verfaſſer notwendig, um erklärend zu begründen, warum dieſe einer Frau gewidmete Monographie ſich in manchen Partien faſt mehr wie ein Beitrag zu einer Goethebiographie ausnimmt. Dies war im Innerſten unvermeidlich, und es wird — wir bauen darauf — dieſem Büchlein nicht zur Unzierde gereichen.

Am Kornmarkt in Frankfurt am Main, einer mäßig breiten Gasse, die, parallel zum Hirschgraben, die Verbindung zwischen dem Mainkai und der Zeil herstellen hilft, wurde im Jahre 1770 mit einem Aufwande von siebzig- bis achtzigtausend Gulden ein stattliches neues Wohnhaus errichtet, Seite an Seite mit dem schloßartig-prächtigen Hause Stallburg, an dessen Stelle 1789 die deutsch-reformierte Kirche erbaut wurde. Vierzehn Fenster Front in drei Geschossen, die vier ebenerdigen in dekorativer Weise weitbauchig vergittert, dazu ein Dachgiebelaufsatz mit abermals drei Fenstern, zeugten von der gesicherten Wohlhabenheit der so geräumig behausten Familie. Dort hatte die Witwe des 1763 verstorbenen Bankherrn Johann Wolfgang Schönemann, i. F. Schönemann & Heyder, Frau Susanne Elisabeth, geborene d'Orville, Teilhaberin des neugegründeten Bankhauses Schönemann & Wegelin, ihr komfortabel im neuesten Zeitstil eingerichtetes Heim aufgeschlagen und machte daselbst, wie man das so nennt, ein großes Haus. Sie stammte aus alter, ritterlicher Hugenottenfamilie, die schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der Gegend von Valenciennes nach Deutschland gekommen und in Frankfurt heimisch geworden war, so daß sie sich daselbst in gleicher Weise wie die Gontard und Bernard den Patriziergeschlechtern zuzählen durfte.

Der schon den fünfziger Jahren sich nähernden, immer noch wohlgebildeten und gefällig anmutenden, übrigens auch recht geschäftstüchtigen Frau Susanne standen vier Söhne im Alter zwischen achtzehn und zehn Jahren und eine zwölfjährige Tochter, Anna Elisabeth, daheim kurzweg Liese genannt, erfreulich zur Seite. Die Kinder wurden einfach, doch sorgfältig und sehr gottesfürchtig im Glauben der reformierten Kirche erzogen. Indes ging es im Schönemannschen Hause, im Volksmunde „Zum Liebeneck" geheißen, keineswegs muckerisch zu. Vielmehr war eine heiter-freie und anmutige Weltlichkeit darin die vorherrschende Tonart. Ein Gouverneur und eine Gouvernante, denen etliche Fachlehrer sich zugesellten, leiteten Erziehung und Unterricht, sowohl in den wissenschaftlichen Fächern wie in den Künsten des körperlichen Anstandes, im Reiten, Fechten und Tanzen, endlich auch in der Musik und im Zeichnen. Die junge Liese namentlich zeichnete sich sehr bald aus und ward, worauf alles hindeutet, der Stolz des Hauses. Ein äußerst liebliches Kind, blond und fein gewachsen, mit duftigem Teint und zartgeschnittenen Gesichtszügen, dazu gutartig, lebhaft und intelligent, war sie wie dazu geschaffen, die kleine Prinzessin eines wohlsituierten Bürgerhauses zu werden. Sie beherrschte bald vollkommen die französische Sprache, vielleicht besser noch als die deutsche, sang Lieder und spielte sehr artig Sonaten auf dem Klavier, war auch des Zeichnens in solchem Grade kundig, daß ein von ihr mit Kohle verfertigtes Porträt ihrer Mutter nach dem Urteil eines späteren Beschauers (des um die Familiengeschichte der Gontard, d'Orville und Schönemann

sehr verdient gewordenen Karl Jügel, eines angeheirateten Neffen) „bei unverkennbarer Ähnlichkeit ebensoviel Geist wie Geschmack“ aufwies.

Treten wir nun aus diesem behaglichen Familienkreise zunächst ein wenig zurück und schauen uns in der Stadt und in der Zeit um, in der die junge Liese hoffnungsvoll emporwuchs!

Das Frankfurt vom letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts darf man sich nicht in zu beschränkten Verhältnissen denken. Ob auch mit seinen etwa vierunddreißigtausend Einwohnern (auf die schon damals an die dreitausend Juden kamen) nach heutigen Begriffen nicht viel mehr als eine Kleinstadt, war es doch voll eines gesteigerten Lebens und reich an unternehmungsfrischer und ehrgeiziger Beweglichkeit. Eine alte Kulturstätte an der Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland, durch die Nähe Frankreichs unaufhörlich angetrieben und aufgepulvert, von Österreich, von England und den Niederlanden aus gern mit frischem Zuzug versehen, bildete es schon damals einen weithin sichtbaren Knotenpunkt für das gesamte westdeutsche Leben. Dazu kam seine Bedeutung als alte Kaiserkrönungsstadt, wodurch es sich eine gewisse traditionelle Technik erworben hatte, große und rauschende Festtage von geschichtlichem Charakter und höfischer Bedeutung innerhalb seiner Mauern zu veranstalten. Dies verursachte selbst für die gewöhnliche Lebenshaltung eine Neigung zu Vornehmheit und Eleganz, gleichwie es einen ansehnlichen und gut verteilten

Reichtum voraussetzte. Dafür, daß der Verkehr in geregelte Bahnen gelenkt wurde, fing man gerade in jener Zeit an zu sorgen. Im August 1762 wurde eine „Chur-Pfältzische Post-Wagens-Spedition" eingerichtet, die dreimal wöchentlich, vom Gasthof zum König von Engelland aus, nach Darmstadt, Mannheim, Straßburg, beziehentlich nach Wetzlar, Köln, Düsseldorf und weiter hinaus ihre Postchaisen versandte. Mit dem nahen Homburg aber wurde im Oktober 1773 durch die „Hochfürstlich Hessen-Homburgische Rent-Cammer" eine wöchentlich zweimal gehende wechselseitige Postwagenverbindung geschaffen, während an den vier übrigen Wochentagen ein reitender Bote die Briefe und die Paketpost besorgte. Und in der Stadt selbst wurde gute Ordnung gehalten. Es gab bauamtlich publizierte Verordnungen betreffs Straßenreinigung, es gab auch eine Brand-Assekurations-Sozietät, und das Sanitätsamt erließ jeweilig scharfe Vorschriften, das eine Mal zu Quarantänezwecken gegen Einschleppung von Seuchen, das andere Mal gegen „Säug-Amnen", die etwa ansteckende Krankheiten fahrlässig übertrügen. Auch die Irrenpflege war organisiert, und wir vernehmen gerade aus jenen Jahren von verhältnismäßig kostspieligen Erweiterungen des „Tollhauses". Berühmt aber ist die in den sechziger Jahren begründete Senckenbergische Stiftung, der ein musterhaft angelegtes und im Lauf der Zeiten beträchtlich aufblühendes Hospital sein Dasein verdankte.

Dazu lebte man im allgemeinen noch in idyllischer Billigkeit. Die in den „Frag- und Anzeigungsnachrichten" vom städtischen „Rechenen-

Amt" offiziell veröffentlichten Tarife lassen sogar ein allmähliches Sinken der durch den Siebenjährigen Krieg in die Höhe getriebenen Fleischpreise erkennen. Von 1772 bis 1776 ging der Preis für Rind-, Schweine-, Kalb- und Hammelfleisch von acht und achteinhalb Kreuzern für das Pfund bis auf sechs und fünf Kreuzer zurück. Man hatte also einigermaßen das Recht, es sich gut schmecken zu lassen, und gewiß wird der Traiteur Joh. Mich. Lerpscher, der alle Arten von „kalten Pasteten, Ollebrody-Pasteten, sauren Pasteten, italienischen Macronen-Pasteten, kleinen Austern-Pasteten, kleinen Ragout-Pasteten, auch alle Sorten Tarten, Mandel- und Brodtartletts, welche bei Visiten sehr commod zu präsentieren sind", so appetitreizend zu empfehlen wußte, eine zahlreiche und treue Kundschaft besessen haben. Wollte man sich aber einmal außer dem Hause gesellig-vergnüglich versammeln, bot sich aufs angenehmste der im Oktober 1765 fertiggestellte „Scharfsche Saal am Liebfrauenberg" dar. Dieser maß 76 „Werckschuhe" in der Länge und 30 in der Breite. Er war „mit allen nur ordentlichen und erforderlichen Bequemlichkeiten, sowohl zu Hochzeiten, Baals, Concerten als auch anderen erlaubten Lustbarkeiten" ausgerüstet, „mit einem bretternen Fußboden versehen, und mit zwey großen Cristallen-Lüstres, und achtzehn versilberten Wandleuchtern, nebst erforderlichen sauberen Stühlen ausgezieret." Damit man aber bei Regenwetter trockenen Fußes hineingelangen könne, hatte der sorgliche Wirt sich einen besonderen Zugang durch ein Nachbarhaus eigens gesichert.

Auch sonst machten die Gastwirte sich gerne nützlich und beliebt, indem sie von Zeit zu Zeit

einen Saal für allerhand angereiſt kommende Schauſtellungen hergaben. Da wurde etwa ein „Kunſt-Cabinet“ aufgeſtellt, in dem aus Wolkennebeln ſich bildende mechaniſche Schattenfiguren zu ſehen waren; oder es wurden „etliche ſeltene Meiſterſtücke der Kunſt“ vorgeführt, nämlich „die beyde Häupter und die beyde abgehauene Hände der hingerichteten däniſchen Grafen Brand und Streuenſen [Struenſee], gantz genau nach dem Leben in Wachs abgegoſſen“; oder „durchaus ſehenswürdige Afrikäniſche Thiere“ waren angelangt, „welche man Itris nennt“ und die phantaſtiſch beſchrieben werden, und es war auch „ein Satyr aus Indien dabey“; oder man ſtellte gar für klaſſiſch Gebildete ganze mythologiſche Szenen zuſammen, etwa Herkules in der Unterwelt mit Charon und Pluto, „alles von Helffenbein, die Figuren 1 und $^1/_2$ Schuh hoch, aufs künſtlichſte gearbeitet“. Gegen ein billiges Entree, zwei Batzen für den erſten, ein Batzen für den zweiten Platz, konnte das Volk ſich hier zu ſeiner Belehrung ergötzen, während „Standes-Perſonen nach Belieben“ (alſo hoffentlich mehr) zahlten.

Im „Junghof“ aber wurde Theater geſpielt. Nicht bloß von franzöſiſchen Truppen, wie wir ſie in „Dichtung und Wahrheit“ auftreten ſehen. Auch die „teutſche Schauſpieler-Geſellſchaft“ des Herrn Theobald Marchand ließ ſich hier öfter nieder, nachdem ſie von einem Hochedlen und Hochweiſen Rat dazu die gnädigſte Erlaubnis erhalten hatte. Sie eröffnete ſogar „zu mehrerer Bequemlichkeit der Hohen und Geneigten Gönnern“ für die Oſtermeſſe ein Abonnement, für das man eine „Carolin à 11 fl.“ zahlte. Charakteriſtiſch iſt, daß die Subſkription

hierauf in den Händen eines Sergeanten lag, womit also das Ganze gewissermaßen einen gewichtigen Amtsstempel aufgedrückt bekam. Das Repertoire zeigt fast ausnahmslos Stücke, die wir nicht mehr kennen. Doch reden die Titel für uns bereits deutlich genug, wenn wir etwa lesen: „Röschen und Colas", „Die englische Waise", „Die beyden Freunde oder Der Kaufmann aus Lyon", „Die unvermuthete Zusammenkunft", „Die abgedankten Offiziers", „Julchens Heirath", „Der wohlthätige Murrkopf". Daneben gab es auch Komödien mit Musik, wie „Der König und der Pachter", „Der Gärtner von Sidon", „Die Freundschaft auf der Probe". Erstaunt aber sind wir, wenn wir zwischen der „Geprüften treuen Sylvia" und „Der Schein betrügt" plötzlich „Minna von Barnhelm" oder zwischen der „Tochter des Bruders" und dem „Neugierigen Frauenzimmer" gar „Romeo und Julie" gewahren. Man spürt also doch, ob auch ganz leise, etwas von den Anfängen einer neuen künstlerischen Epoche.

Verhältnismäßig höher stand die musikalische Kultur, die freilich in Frankfurt auf eine lange und rühmliche Tradition zurückblicken konnte. Schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hatte es unter dem aus Nürnberg berufenen Johann Andreas Herbst, der an der Barfüßerkirche als „Groß- oder Choral-Organist" wirkte und dem der Böhme Gottfried Hupka als „Klein- oder Musik-Organist" zur Seite stand, eine erste Blüteperiode gegeben. Und eine zweite war gefolgt, als im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Thüringer Georg Philipp Telemann, der glücklichere und gefeiertere Rivale des großen Johann Sebastian

Bach, auf dem empfänglichen Boden der rüstig emporstrebenden Mainstadt sein großes organisatorisches Talent erproben durfte. Kirchliche und weltliche Konzertaufführungen gehörten seitdem in Frankfurt zu den liebgewordenen Gepflogenheiten. Lange Zeit beherrschte Telemann mit seinen Kompositionen das Repertoire. Dann drang langsam und entschieden die italienische Musik vor. Einen Markstein bildete die Aufführung von Pergolesis „Stabat mater“ und Jomellis „Opferung Isaaks“ (mit Text von Metastasio) unter der Leitung des Violinisten Maggiore, im März 1763. Aus demselben Jahr ist auch das viermalige Auftreten der „zwei Kinder des Hochfürstlich-Salzburgischen Capell-Meisters Herrn Leopold Mozart“ bemerkenswert, wobei der siebenjährige Wolfgang Amadée, hauptsächlich durch seine Gehörfertigkeit und mnemotechnischen Kunststücke, bewunderndes Aufsehen erregte. Er wurde indes im folgenden Jahre durch „eine Madmoisellgen von Maynz, ihres Alters 10 Jahre und 2 Monat“ (Maria Magdalena Graff) entschieden übertrumpft; denn diese verstand gar „Clavicembalo und Harpffe zugleich“ zu spielen, wobei das eine bedeckt, die andere auf den Kopf gestellt war. Aufs löblichste ergänzt wurden derlei öffentliche Produktionen durch eine seit altersher geübte Hausmusik, die gleichsam die ganze Stadt mit einem klingenden Netz überzog. Schon seit dem „Collegium musicum“ des Hauses Frauenstein gab es als Schluß und Krönung geselliger Schmausereien gern noch etwas „Musikalisches Tafel-Confect“, meist bestehend in lustigen Gesprächen und Konzerten von ein bis vier Singstimmen, denen der „Basso

continuo“ die Grundgewalt lieh. Doch auch Arien, Sonatinen und Sarabanden gab es zu hören, ſowie „Deliciae musicales“ für 4 Violinen. Dieſe ſchöne alte muſikaliſche Kultur hatte ſich erhalten, und wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir für die hier behandelte Zeit das Schönemannſche Haus als einen ihrer Mittelpunkte anſehen.

Überhaupt weiſen alle Anzeichen darauf hin, daß Frau Suſanne Eliſabeth Schönemann, die geborene d'Orville, es vortrefflich verſtand, mit ihrer Zeit Schritt zu halten und ſich aller ihrer Errungenſchaften zu bedienen. So vor allem auf dem ſo wichtigen Gebiete der Erziehung ihrer fünf emporwachſenden Kinder. Der öffentlichen und häuslichen Pädagogik hatte man damals in Frankfurt eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und ſie umſpannte alle Gebiete der Wiſſenſchaft, der Künſte und der geſellſchaftlichen Bildung. Es gab vortreffliche ſtädtiſche Schulen und private Penſionen, meiſt mit halbem oder ganzem Internatcharakter. Doch war es daneben weit mehr als heute üblich, die Kinder von beſonderen Fachkräften auch innerhalb des Hauſes unterrichten zu laſſen. Nicht ohne zum Teil recht lebhafte Kämpfe hatte ſich die moderne, auf Ausbildung des ganzen Menſchen gerichtete und mit dem alten pedantiſchen Schulzopf aufräumende Richtung in Frankfurt durchgeſetzt. Zumal ein Franzoſe, Jean-Nicolas Roland, der in den vierziger und fünfziger Jahren wirkte, muß hier als Bahnbrecher gelehrt und gekämpft haben, bis

er schließlich siegreich unterlag. In Lilis Kindheitsjahren war seine Methode durchgedrungen, und Frau Schönemann wird sich ihrer umsomehr bedient haben, als Roland auch ein Vorkämpfer der von den Lutheranern noch stark niedergehaltenen reformierten Gemeinde war, der die von französischen Refugiés herstammenden Familien fast ausnahmslos angehörten. Die Namen der im Schönemannschen Hause unterrichtenden Lehrkräfte sind leider nicht überliefert; aber es werden gewiß manche darunter sein, die auch vom Kaiserl. Rat Goethe in Anspruch genommen worden waren. Etwa jener weltgewandte und belustigende Klavierlehrer Joh. Andreas Bismann (aus Waltershausen in Thüringen), der den einzelnen Fingern so neckische Namen zu geben wußte, beim späteren Unterricht aber durch sachliche Trockenheit und Strenge seine jugendlichen Zöglinge oft enttäuschte. Den Reitunterricht jedenfalls empfingen Liese Schönemann und ihre Brüder bei dem aus „Dichtung und Wahrheit" bekannten städtischen Stallmeister Runckel, beziehentlich bei dessen Sohne, der dem Vater im Fache folgte und anfangs gegen total zerrüttete Finanzverhältnisse anzukämpfen hatte, bis das Legat eines reichen Erblassers die Familie vom drohenden Untergang rettete.

Von Beklemmungen dieser Art hat Liese Schönemann in ihrer Jugend niemals etwas erfahren. Denn wenn sich auch später herausstellen sollte, daß das rasch florierende Bankhaus Schönemann & Wegelin durchaus nicht unerschütterlich dastand, so waren doch die näheren und weiteren Familienverhältnisse derart wohlfundiert, daß, wenigstens damals, keinerlei Sorgenwölklein diesen lachend blauen Himmel zu

trüben vermochten. Gewiß wird auch Frau Suſanne Eliſabeth, nach damaliger ehrenwerter Sitte ſich perſönlich der Geſchäfte wacker angenommen und namentlich die Kaſſenverwaltung unter ihre Obhut geſtellt haben. Die ganze Erziehungsmethode dieſer Frau, die ihre Söhne gewandt zu lanzieren verſtand, bis ſie ihnen dann die Pforten des väterlichen Geſchäftshauſes vorſichtig öffnete, deutet darauf hin. In den reichen Frankfurter Familien, ſo wenig ſie den Lebensgenuß verachteten, wurde ja überhaupt wacker gearbeitet und redlich gewirtſchaftet, und niemals gab der Chef des Hauſes das perſönliche Regiment irgendwie aus der Hand. Das wäre bei den d'Orville, Gontard oder Bethmann aufs übelſte vermerkt worden. Wer leben wollte, mußte auch zu rechnen verſtehen, das war ſtrengſter Grundſatz.

Nach außen hin aber natürlich wollte man repräſentieren, und im geſellſchaftlichen Auftreten, zumal ſeitens der Damen, wurde ſelbſt eine gewiſſe Protzerei durchaus nicht verſchmäht. Die Toiletten mußten ſich ſehen laſſen können, und das ganze Wohnhaus mußte gediegene Wohlhabenheit atmen. Das war zweifellos beim Schönemannſchen Hauſe durchaus der Fall, von dem wir im übrigen eine genauere Beſchreibung nicht haben. Wir wiſſen nur, daß ein breiter Torweg das Erdgeſchoß beherrſchte und daß eine gell klingende Glocke jegliches Öffnen der Straßenpforte anzeigte. Links ging es dann zu den Kontorräumen und gradeaus in einen Hof, auf den die vielen und mächtigen Fenſter der vier Innenſeiten des Hauſes herabſahen. Von dort führte auch eine ſchmale Holzſtiege zu den oberen Stockwerken empor, während rechts vom Torweg

eine breitere Herrſchaftstreppe den Repräſentationszwecken und dem geſelligen Verkehr diente. Die eigentlichen Wohn- und Konverſationsräume wird man in den oberen Stockwerken anzunehmen haben, mögen auch Goethes Angaben dem entgegenſtehen. Wollen wir uns genauer ein derartiges wohlhabendes Bürgerhaus jener Zeit vorſtellen, ſo müſſen wir uns an die uns überlieferte Beſchreibung des Gontardſchen Hauſes halten, in dem Frau Schönemanns Couſine Suſanna Maria, auch eine geborene d'Orville, das Zepter führte. Wir wollen uns daher in dieſem verwandtſchaftlichen Hauſe ein wenig näher umſchauen.

Unten dürfen wir wohl auch hier im weſentlichen Kontorräume annehmen. Denn es iſt ſonſt nur von einem Vorplatz die Rede, der mit roten und weißgelben Flieſen belegt war und in dem den Beſucher ein kühles Halbdunkel empfing, das vom Ticktack der hohen Standuhr durchſurrt wurde. Ein dunkel gebeizter Schrank im Hintergrunde barg hinter einem Glasvorſatz Kaffee- und Teeſervice ſowie feines Porzellan. Auch ein „Réchaud“ ſtand dort, der mit glühenden Kohlen zu füllen war, beſtimmt, den Teekeſſel zum Summen zu bringen. Spinnrad und Garnwinde durften natürlich nicht fehlen, um gleich beim Eintritt den Eindruck einer arbeitſamen Häuslichkeit zu erwecken. In der linken Ecke führt dann eine maſſive Treppe aus gebeiztem Holz in ſtattlicher Breite zu den höheren Stockwerken empor.

Zuvor müſſen wir jedoch im Halbſtock Halt machen, um die äußerſt wichtige ſog. Babellage, d. i. die Vorratskammer, zu beſichtigen. Dieſe war

aufs reichſte ausgeſtattet und verriet eine ſplendide Einrichtung für mannigfache Tafelfreuden. Man erzählt uns, wie auf dem mächtigen Mitteltiſch Säcke mit Erbſen, Linſen, Bohnen, Reis, Gerſte, Hirſe uſw. ſtanden; wie aufgeſchichtete Brote, Butter in Fäßchen, Körbe mit Eiern, reichliches Gemüſe und Kartoffeln zu finden waren; ferner Schinken, Würſte, Rauchfleiſch, Geflügel; dazu Gefäße mit Eingemachtem, Körbe mit Orangen und feinem Obſt, Schachteln und Gläſer mit getrockneten Früchten, Trüffeln, Champignons, Gewürzen; natürlich auch, neben Kaffee in verſchiedenen Behältern, Batterien von Zuckerhüten, feine Öle, Eſſig, Senf, Liköre und mannigfaltige Eſſenzen. Und ein hinteres Pförtchen führte hinab in den wohlgefüllten, ſorglich gehegten Weinkeller. Dieſes ganze kleine Königreich unterſtand den Befehlen einer Mamſell, die der übrigen Dienerſchaft übergeordnet war. Eine große ſchwarze Wandtafel, auf der mit weißer Kreide die laufenden Vermerke zu notieren waren, ſowie eine zu fürchtende Kontrollwage waren die Inſignien ihrer Herrſchaft.

Dann erſt gelangte man in das erſte Stockwerk, auf dem abermals ein Vorplatz die Ankommenden empfing. An den Wänden große Bilder, wie Daniel in der Löwengrube u. a., darunter Wandleuchter ſowie Holzſchemel mit gedrehten Füßen beſtimmten den erſten Eindruck. Ferner gab es dort noch eine zierlich gearbeitete Servietlenpreſſe, ein Lavoir mit zugehörigem Waſſerbehälter und einen Verſchlag für Handbeſen. Drei weitere Räume ſtießen an: die Küche, das Schlafzimmer der Hausfrau und der Salon. Das Übrige verteilte ſich dann auf

die höheren Stockwerke (die nicht mehr beschrieben werden).

Die Küche zunächst erregte das Entzücken der etwa zugelassenen Besucherinnen. „Hier würde selbst der berühmteste Kochkünstler nichts vermissen, was die Bereitung eines copieusen Gastmahls bedingt.“ Jungfer Margarete waltete darin als Köchin, sehr proper in ihrem dunklen Kattunkleid mit weißem Halstuch und weißer Schürze. Ihr Hauptrenommierstück war, außer dem Kochherd, ein in die Augen fallender Bratenwender. Daneben blinkte es von Kupfergerät und Kochkesseln und von mannigfaltigen Kasserollen für Ragouts und Entremets, Pasteten- und Kuchenbäckerei. Töpfe, Tiegel und Kannen, Schüsseln, Teller und Löffel aus Zinn, Milchkannen und Gewürzbüchsen gab es in Mengen. Doch wer wollte die Hack- und Nudelbretter zählen, die Reibeisen, Siebe, Mörser, Trichter und Tranchiermesser! Und auch an Blasbälgen, Kohlenbecken, Schippen, Zangen und Schürhaken konnte das Auge des neugierigen Beschauers neidvoll sich weiden.

Nur ganz bevorzugten Blicken öffnete sich hingegen die Tür, so zum Schlafzimmer der allergnädigsten Madame führte. Wir sind indes so keck und gucken gleichfalls hinein. Opulenz und Züchtigkeit umgeben uns. Über dem Bett wölbt sich ein Himmelvorhang von blaßrosa Seide, der oben von einer goldenen Schnur nebst Quasten umwunden ist. Das Rosa schimmert durch den Blütenschnee eines weißen Spitzenüberzugs von Brüsseler Fabrikat, und an den Bettpfosten halten abermals goldene Schnüre und Troddeln, diesmal bekrönt durch Buketts von Marabufedern, das kostbare Gewebe zusammen.

Dürfen wir den Vorhang lüften? Auch innen schimmert alles in rosa und weiß, von Seide und Spitzen. Wir blicken uns weiter um. Ein Wäscheschrank mit reichem Schnitzwerk, Stil Louis XIV., fällt uns zunächst in die Augen; zwischen den beiden Säulen des Aufsatzes sind silberne Geräte aufgestellt. Und recht im Kontrast dazu wirkt eine zierliche Etagère mit kleinen Nippsachen, an denen Madame sich ergötzen kann. Wendet sie sich dann zu ihrem Toilettentisch, so ist natürlich „alles da“: Flacons und Döschen von verschiedenen Farben und Formen und vor allem ein reizender Mittelspiegel, der, durch einen Spitzenvorhang halb verdeckt, das sich darin beschauende Gesicht stets in reizender Umhüllung erscheinen läßt. Nebenan steht das Lavoir, in Silber getrieben, auf einem Dreifuß. Goldene Stühlchen, mit rotem Samt überzogen, laden zum Sitzen ein, und in der Ecke spendet ein altertümlicher, mit Wappen und Arabesken verzierter Kachelofen seine behagliche, durch einen Paravent gedämpfte Wärme. Gibt es noch mehr zu schauen? Diskret winkt man uns ab. Denn die Wiege dort in der Ecke harrt noch ihres Insassen.

Also begeben wir uns in den Salon, wo wir uns nicht vor Geheimnissen zu fürchten brauchen. Ein silberbetreßter Diener in chamoisfarbenem Livreefrack mit hellblauem Revers, in hellblauer Weste, schwarzen kurzen Beinkleidern und weißen Eskarpins öffnet uns mit devotem Bückling die hohe weißlackierte und goldverzierte Flügeltür. Wir treten ein und setzen unseren Fuß auf einen weichen, mit großen Blumen durchwirkten Teppich, während uns von den Wänden eine lichte, mit Blumenbuketts

und Goldarabesken durchwebte Tapete grüßt. Leise klirrt mit seinem kristallenen Behang der antike Kronleuchter aus Goldbronze. Traulich ladet uns der Kamin zur Feuerstelle ein, an der vergoldete Metallgerätschaften lehnen. Auf einem Marmorsims aber stehen silberne Leuchter und Pokale, Blumenvasen und Meißener Porzellanfiguren. Ein gegenüberstehender großer Spiegel wirft das Ganze zurück. Und ein zweiter noch größerer Spiegel fängt es wieder auf und vergrößert so das glitzernde Bild des Salons mit seinem vielen Silber und Kristall durch wiederholte Reflexbrechungen. Aber fest stehen die großen Rokokofauteuils da, in denen die zierlichen Damen mit ihren kostbaren Toiletten auf bestickter Seide Platz nehmen. Jede hat einen winzigen Ziertisch neben sich stehen, zum Aufstellen der Teetäßchen aus feinstem, dünnstem Porzellan oder auch zum raschen und bequemen Beiseitelegen irgendwelcher Kleinigkeiten, die man nicht in der Hand behalten mag. So atmet alles die Lebensluft eines feinen, gewählten Genießertums an dieser Stätte, wo die geputzte Hausfrau ihre eleganten Gäste empfängt. Doch damit man nicht glaube, daß der Geist hier ganz ausgeschaltet sei, steht auf einer zierlichen Wandetagère eine kostbar in Maroquin gebundene Hausbibliothek, natürlich hauptsächlich französische Klassiker, da ja das Französische in diesen der alten Heimat noch nicht völlig entwachsenen Hugenottenfamilien die bevorzugte Umgangssprache war.

So blieb denn die verführerische französische Kultur, ganz besonders natürlich das Muster von Versailles, auch sonst maßgebend für diese so

benachbarten deutschen, manchmal auch nur halbdeutschen Bürgerkreise. Das wird im Hause Schönemann nicht viel anders gewesen sein als bei den Gontard, d'Orville, André, Bernard, Brévillier, Passavant, Saraſin und wie sie sonst noch alle hießen in der Frankfurter sozialen Oberschicht. Im Fühlen und Denken war man deutsch oder eingedeutscht. Doch im gesellschaftlichen Verkehr der Salons herrschte der oberflächlich-frivole, kokette und gezierte Konversationston, wie man ihn von den westlichen Nachbarn gelernt und übernommen hatte. Es war eine nicht ganz echte, blumig verschnörkelte Pikanterie, die stets von einem leisen Tugendpuder überhaucht war, wie er der moralisch-biedermännischen Prüderie entsprach, die man im Herzen trug. Schon mit fünfzehn, sechzehn Jahren wurden die Frankfurter jungen Dämchen, halbe Kinder noch, wie dressierte Puppen in dieses Getriebe gestellt und sahen sich dazu angehalten, die Allüren der großen Dame anzunehmen. Ernstere und dunkler geartete Naturen, zumal aus einfacheren Bürgerhäusern, wie das stets schwer mit sich ringende Fräulein Cornelia Goethe, hatten Mühe genug, an diesen Ton sich zu gewöhnen, und litten wohl gar unter ihrem Unvermögen, diesen ganzen seichten Schwindel mitzumachen. Fräulein Liese Schönemann scheint in diesem Punkte weniger skrupulös gewesen zu sein, wie ja überhaupt von der Natur mit Schönheit begabte weibliche Wesen recht behend die von der Mode geforderten Zeitmanieren anzunehmen und rasch zu ihren Gunsten zu benützen verstehen. Gefallsucht und Eitelkeit sind bei ihnen mit natürlicher Liebenswürdigkeit gepaart und wandeln sich in ein lockendes,

erregsames Spiel, das willkommene und leichte Triumphe spendet. Es ist daher gewiß nicht nötig, mit griesgrämiger Philistrosität solch fröhlich-weltgesinntes Mädchengetriebe zu tadeln. Gesunde und kernhafte Wesen nehmen diese Art bloß vorübergehend an; sie unterhalten sich damit, entwickeln vielleicht eine sportartige Fertigkeit daraus und lassen sie lächelnd wieder fallen, wenn ernstere Forderungen des Lebens an sie herantreten. Von dieser Art eine war das junge Fräulein Schönemann. Naiv wie ein Kind, erfreute sie sich ihrer scheinbaren Freiheit und Herrschaft, ließ munter und glückselig alle Springquellen ihrer Jugend und Schönheit tanzen, freute sich riesig, wenn die Männer mit Ergebenheitsgebärden sich ihr zu Füßen legten, und blieb dabei im Innersten das gute, liebenswürdige, fromme und sittenreine Geschöpf, wie es soeben erst frisch aus der Schulstube gesprungen war.

Man muß auch nicht denken, daß ihr diese ganze Art von obenher gleichsam systematisch eingetrichtert worden sei. Frau Schönemann war eine viel zu gute und ehrenhafte Frankfurter Bürgersfrau, als daß sie bewußt darauf ausgegangen wäre, ihr einziges Töchterlein zu einem koketten und verführerischen Weltdämchen zu machen. Sie gedachte es vielmehr solide zu verheiraten. Und da war ihr das neumodische Wesen weit eher im Wege als förderlich. Wie so oft, zeigte sich auch hier ein gewisser Gegensatz der Generationen, und die ältere war gegenüber dem vom Zeitalter bewegten Sonderwesen der jüngeren ziemlich ratlos und machtlos. In lustiger und packender Weise finden wir diesen Gegensatz in der Eingangsszene des goethischen Singspiels „Erwin

und Elmire“ gestaltet, und gewiß können wir, was im Schoße so mancher Familie, nicht zuletzt auch der Schönemannischen, damals vorging, hieraus entnehmen. Da schilt eine resolute und lebensfrische Frau Mama mit ihrem von irgendwelchem Liebesgram gequälten und kopfhängerisch gewordenen Töchterchen. Sie macht ihm in jener von altersher beliebten Weise den Standpunkt klar, daß sie ihre eigene Jugendzeit und deren Frohsinn dabei herausstreicht. „Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringerem Stande, ohne daß das unsere Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsere leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagre Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern tun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehen. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln.“ Das war ehemals anders. „Wir spielten,

ſprangen, lärmten und waren ſchon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballſpiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Aſſemblée, von Kartenſpiel und Geld zu wiſſen.“ Heute hingegen: „Sie ſitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen; ſtatt daß man ſie ſonſt um einen Tiſch ſetzte und es ihnen bequem machte; ſo müſſen ſie anſtändig ſein, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen; und ſind doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich vom Anfang ihres Lebens nicht ſein dürfen, was ſie ſind.“ Aber natürlich! Der (im übrigen unſichtbare) Vater hat's gewollt: das Töchterchen ſollte ein ‚kleines Meerwunder‘ werden! „Und wozu? Um ſich zu produzieren! Um bewundert zu werden!“ Daraus entſtehen dann ſolche ‚Firlfanzereien‘!

Wenn auch Frau Schönemann nicht ſo geſprochen haben mag, ſondern mehr die Tonart einer anderen Frau Mutter, die eine derbe und originale Volksnatur war, aus dieſen Worten wiederklingt, ſo wird uns doch jedenfalls das kulturelle Weſen, in dem das junge Fräulein im ſtolzen Haus am Kornmarkt ſich gefiel und bewegte, recht deutlich hiermit gemalt. Und die umſichtige Frau Mama, die dieſen Dingen ein Ende ſetzen wollte, blickte ſich deshalb ſchon beizeiten nach einem ſoliden und annehmbaren Freiersmann um, natürlich aus beſtem frankfurtiſchem Hauſe, mit dem ſie ihre Lieſe glücklich machen könnte. In einem jungen Herrn Manskopf glaubte ſie den Richtigen gefunden zu haben. Aber das neumodiſche junge Mädchen geſtattete ſich in dieſer für ſein künftiges Glück nicht unwichtigen Sache ſein eigenes

Köpflein zu haben, und ſagte mit Entſchiedenheit Nein. Sie wollte ſelber wählen, und das tat ſie auch bald.

Da war am Neujahrstag 1775, als Lieſe ſechzehneinhalb Jahre alt war, ein junger Mann in ihr Haus gekommen, nicht ſo reich und ſo vornehm wie der Herr Manskopf, dafür aber auch gewiß nicht ſo fade, vielmehr ein Wildling und Originalgenie, ein ſehr intereſſanter, faſt unheimlich wirkender junger Doktor, mit großen, dunklen, leuchtenden Augen — ach, während ſie am Klavier ſaß und ſpielte, hatte er ſie damit angeblickt, nein, durch und durch geblickt, und ſie hatte dieſen Blick erwidert — ein junger Doktor, von dem man in Frankfurt vielerlei ſprach, Glänzendes und auch ſeltſam Verfängliches — und dieſer dünkte Lieſen ſelber der Richtige zu ſein. Sein Name war Johann Wolfgang Goethe. Er hatte alſo die Vornamen des ſeligen Herrn Schönemann, was gewiß nicht unliebſam vermerkt wurde.

Wir werden nicht umhin können, den ſolchergeſtalt in Fräulein Lieſe Schönemanns Leben eintretenden jungen Mann uns ein wenig näher anzuſchauen. Er iſt ja in der Welt nicht unbekannt geblieben, und eine umſtändliche Vorſtellung iſt deshalb nicht nötig. Da man aber in damaliger Zeit noch nicht alles vorausſehen konnte, was mit dem Lizenziaten der Rechte, Schriftſteller, Dichter und Allerweltskerl Goethe noch einmal geſchehen würde; da man infolgedeſſen auch den ehrfurchtsvollen Reſpekt einer wohlgezogenen Goethe-Gemeinde noch nicht für ihn aufzubringen vermochte: ſo wird es

nicht ganz müßig sein, dasjenige zusammenzustellen, was ihn einerseits in den Augen solider und tüchtiger Frankfurter Bürgersleute merkwürdig, anziehend und vielleicht auch verrucht erscheinen lassen konnte, und was andererseits ihm selbst in seinem innersten Wesen wichtig vorkommen und ihn bei seiner Annäherung an ein ihn faszinierendes, übrigens bürgerlich wohlrangiertes junges ‚Frauenzimmer' seelisch bewegen mochte.

Gegen die goethische Familie war gewiß kaum etwas einzuwenden. Sie war zwar nicht vom ältesten und vornehmsten Kaliber, gehörte auch nicht zum Finanzadel der Stadt, war aber zweifelsohne zu respektablem Ansehen gelangt und stand in gediegenen Verhältnissen. Wenn der alte Rat Goethe auch freilich von einem Damenschneider abstammte, der seinerseits wieder von thüringischen Huf- und Grobschmieden herkam, so war er dafür doch ein völlig unabhängiger, behaglich von seinen Zinsen lebender und hochgebildeter Mann, der sich überall blicken lassen konnte. Und die noch jugendliche Mutter war gar die Tochter des höchsten Beamten der Stadt, des Schultheißen Johann Wolfgang Textor, und hierdurch, von ihrer eigenen prächtigen Persönlichkeit völlig abgesehen, gewiß über Viele hinausgehoben. Auch war das Haus am Hirschgraben so gut wie irgend ein anderes und sogar noch breiter in seiner Frontentwicklung als das am Kornmarkt. Immerhin fühlte sich die Schönemann-d'Orville-Gontard-Manskopf-Bernardsche Familienclique doch noch als etwas Fürnehmeres und Auserleseneres als das Haus Goethe-Textor. Sie spielten in der Frankfurter Gesellschaft — wenigstens

ihrer eigenen Schätzung nach — eine allererſte Flöte, die anderen aber jedenfalls nur eine zweite.

Blieb alſo der junge Doktor Wolfgang ſelber abzutaxieren — doch dies war eine etwas kitzlige Aufgabe. Seinem bürgerlichen Beruf nach war er Advokat, noch nicht mit ſehr viel Praxis, dafür freilich beſtens unterſtützt, vielleicht zu offenkundig unterſtützt von ſeinem gleichfalls rechtsgelahrten Herrn Vater. Das war eine Situation, die, wenn auch bislang nicht glänzend, ſo doch zweifellos ausbildungsfähig war. Und wenn der junge Mann ſich allenfalls dazu verſtehen wollte, ſich mit einigem Ernſt um ein ſtädtiſches Amt zu bewerben, ſo konnte es ihm bei ſeinen Konnexionen an Erfolg nicht fehlen; ja er mochte wohl, wie ſein Großvater mütterlicherſeits ſelber noch einmal zum Stadtſchultheißen aufſteigen.

Aber leider waren auf dieſen ganz extraordinären jungen Menſchen durchaus keine ſicheren Berechnungen zu bauen. Niemand konnte wiſſen, was der noch einmal tun würde. Er war gewiß, wie zugegeben wurde, ein Mann von Genie und Originalität, auch von einnehmender Liebenswürdigkeit (ſo etwa drückte ſich ſpäter einmal Lieſes Bruder, Herr Friedrich Schönemann, aus) — aber dieſes ganze Literatenweſen, das um ihn herumſtand und in dem er zeitweilig völlig aufging, hatte doch ſozuſagen etwas Unheimliches an ſich, zum mindeſten etwas Ungemütliches. Jedenfalls bot es ganz und gar keine Garantie, weder für ſoliden Gelderwerb noch für bürgerliche Reputation. Da hieß es alſo, vorſichtig ſein.

Doktor Wolfgang ſelber freilich war an eine derartige Vorſichtigkeit durchaus nicht gewöhnt. Vor

ihm lag die Welt so weit und lachend offen wie nur je vor einem begnadeten Sterblichen und all sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, genießerisch und geistig von ihr Besitz zu nehmen. Er war in jenen glücklichen Jahren, wo fast täglich die Kräfte in unerhörter Weise zu wachsen scheinen und wo geradezu nichts, was die Phantasie vorzugaukeln beliebt, als unerreichbar sich darstellt. Von irgendwoher Gesetze und Verhaltungsmaßregeln in Empfang zu nehmen, war er ganz und gar nicht gesonnen. „Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln," verkündete er stolz und wollte seine Talente und Kräfte keinem anderen anheim geben, dieweil er sie für sich selber brauchte (Brief an Kestner). Diese Selbstherrlichkeit, gepaart mit echtem individuellem Freiheitsdrang, durchzog das ganze Wesen dieses genialen, von seinem Schöpferglück berauschten jungen Mannes. Es war ja kein leeres prahlerisches Schwärmen, sondern der Ausfluß einer starken und überquellenden Natur, die, wenn sie auch zu Zeiten heftig aus ihrem Gleichgewicht brach, doch kaum je dieses Gleichgewicht völlig verlor und oft überraschend schnell und mit gesteigerten Kräften zur gesunden „Vernunft" wieder zurückfand. Einer, der ihn eingehend studiert hatte, der Legationssekretär Johann Christian Kestner, Lotte Buffs Gatte, hat all dieses bereits genau erkannt und in einer längeren Charakteristik Goethes, die er November 72 entwarf, also zum Ausdruck gebracht: „Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel [als möglich] frei, handelt er, wie es ihm einfällt,

ohne ſich darum zu bekümmern, ob es Anderen gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt."

Es beſtand alſo in Goethe von vornherein ein ausgeſprochener Trieb, der Geſellſchaft nicht zuviel Konzeſſionen zu machen, dafür aber die Schulung und Ausbildung der eigenen reichen Perſönlichkeit nach Möglichkeit ſelber in die Hand zu nehmen. Dieſes war bei ihm Naturanlage, wohl ein Erbteil des Großvaters von väterlicher Seite, der zweifellos ein ungewöhnlicher Menſch und entſchiedener, höchſt erfolgreicher Selfmademan war, dazu von ſehr ſelbſterfülltem Naturell, ſo daß es in ſeinem Alter von ihm hieß, er ſei „vor Hochmut von Sinnen gekommen". Dieſes bedeutende, wiewohl nicht unbedenkliche Erbteil wurde durch den Großvater von Mutters Seite, dem beſonnene Sanftmut und die Gabe der Hellſichtigkeit nachgerühmt werden, aufs glücklichſte wieder ausgeglichen — wenn auch vorerſt noch die dualiſtiſche Naturanlage in heftigen Stößen hin und her zu explodieren liebte und nur mit äußerſter Mühe in ein erträgliches Wohlbehagen ſich lenken ließ. Wie es ſcheint, hatte die Erziehung in dieſem Punkte der Charakterbildung nicht entſcheidend eingegriffen. Die Mutter war von vornherein geneigt, ihrem Wolfgang, „Hätſchelhans" geheißen, möglichſt viel Freiheit zu laſſen; der Vater aber entfaltete wohl hauptſächlich eine äußere Strenge, darauf bedacht, ſein patriarchaliſches Regiment im Hauſe zu behaupten. Im übrigen richtete er ſein Augenmerk in erſter Linie auf eine wahrhaft gediegene, in Sprachen und Wiſſenſchaften wohlbewanderte Bildung — man weiß, mit welchem Erfolge ihm

dies gelang. Auch begönnerte er schon frühzeitig die stark hervorstechende geistig-selbständige Begabung des Sohnes, die ihm keineswegs verborgen blieb. So darf man also annehmen, daß Jung-Wolfgang im Vaterhause mit den Drillmitteln einer mehr salonmäßigen Dressur nicht allzusehr geplagt wurde, ja daß man ihm frühzeitig eine überraschende Bewegungsfreiheit vergönnte. Sonst wäre es wohl kaum erklärlich, wie der Vierzehn- bis Fünfzehnjährige, ohne daß die lieben Eltern davon eine Ahnung hatten, außer dem Hause sich selbständig seine Gesellschaft suchte, eine von heißen Trieben erfüllte Liebschaft durchführte und zu allerhand anrüchigen Elementen in Berührung geriet, die durchaus danach angetan waren, ihn auf Abwege zu bringen und seinen gutbürgerlichen Ruf empfindlich zu gefährden. Zum mindesten muß man annehmen, daß nach dieser Richtung die häusliche Beaufsichtigung und Überwachung eine ungewöhnlich weitherzige und vertrauensselige war.

Auch an äußerem gesellschaftlichem Schliff scheint man ihm nicht allzuviel beigebracht zu haben; oder vielleicht hat er den Lehren dieser Art, die er im Elternhause empfing, mit einem gewissen jugendlichen Trotz der Besserwisserei widerstrebt. Wenigstens ist es auffällig, wie sehr der junge Mann, wo er sich blicken ließ, von wohlwollenden Leuten, namentlich des weiblichen Geschlechtes, gleich in Zucht und Erziehung genommen wurde. Dies begann schon in Leipzig, wurde in Frankfurt, Straßburg und Wetzlar fortgeführt und endete erst in recht reifen Jahren in Weimar, wo die General-Erzieherin, Charlotte von Stein, die Angelegenheit gehörig in die Hand

nahm und mit ihrem Pflegebefohlenen eine durch frauliche Liebe zwar anmutig gemilderte, doch höchst energische Kur durchführte. Doktor Wolfgang nahm dies auch alles stets recht gutwillig an, besonders wenn die Damen, die es ihm beibrachten, einigermaßen hübsch und liebenswürdig waren. Auch verschmähte er es keineswegs, wieder heimgekehrt, die frisch erworbenen Kenntnisse und guten Manieren am Familientische an den Mann zu bringen und hierdurch des öfteren die Ungeduld, wo nicht den Zorn des durchaus nicht mehr belehrungsbedürftigen Herrn Vaters hervorzurufen.

Aber gewiß atmete seine ganze Persönlichkeit viel zu viel Charme, als daß es ihm nicht hätte gelingen sollen, selbst mit den freiesten Manieren in jeder Gesellschaft, um deren Gunst es ihm zu tun war, bestens Fuß zu fassen und sich mit Sicherheit und aufs vorteilhafteste darin zu bewegen. Kamen doch hierbei auch schon seine geistige Überlegenheit und seine unaufhörlich sprudelnde berückende Produktivität belebend ins Spiel. Wo er nur erschien, mußte er auffallen; es ging etwas Strahlendes von ihm aus, ob auch zugleich etwas Ungebändigtes. So schildert ihn schon sein Straßburger Tischgenosse Jung-Stilling: „Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student

ausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte.“ Die beiden Neugekommenen sitzen still bei Tisch, „und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.“ So wirkte bereits der Einundzwanzigjährige. Einige Jahre später hatte sich dieser Eindruck noch bedeutend verstärkt. „Du würdest den Doktor Goethe vergöttern,“ schreibt Lavater an den seinerzeit hochberühmten Arzt Zimmermann. „Er ist der furchtbarste und der liebenswürdigste Mensch ... Er könnte König sein.“ Und nur wenig später, September 74, schildert ihn Heinse dem alten Gleim: „Ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln.“ Und selbst diejenigen, die ihn von Person gar nicht kannten, fühlten sich, je reicher an eigenen schöpferischen Gaben sie waren, desto unwiderstehlicher von ihm angezogen. So ward der Dichter Gottfried August Bürger förmlich von dem Wunsche verzehrt, mit dem fernen, niegeschauten Goethe eine Herzensfreundschaft einzugehen: „O, daß ich täglich bei dir wäre, mit dir von einem Teller äße, aus einem Becher tränke und auf einer Streu schliefe; denn du bist der Einzige, dem ich all das Zeug, was ich so denke und empfinde, sagen und mein wahres eigentliches Ich entfalten könnte.“ Die geistige und sinnliche Wirkung des jungen Goethe auf seine Zeitgenossen war also eine außerordentliche. Freilich

trug, besonders im Falle Bürger, auch der frisch erstrahlende Ruhm des Götz- und des Werther-Dichters sein Teil dazu bei. Die ganze sich sehnende Jugend jener Zeit hatte in ihm plötzlich ihren gewaltigen Wortführer, ihren weit in die Welt hallenden Sprecher gefunden. Sie fühlte sich durch ihn gerechtfertigt und in ihm gleichsam erlöst.

Dieser ungemeine Kultus, dessen Zeugnisse sich beträchtlich vermehren ließen, scheint an Goethes Innerem ohne starke Spuren vorübergegangen zu sein. Wenigstens ist nirgends etwas davon zu merken, daß etwa seine Eitelkeit hierdurch aufgestachelt worden wäre. Allenfalls könnte man sagen, daß seine innere Sicherheit dadurch verstärkt wurde: seine Fähigkeit und Entschlossenheit zu völlig natürlichem Sichgeben; seine angeborene Geneigtheit, sich selbst flüchtigen und impulsiven Stimmungen zu überlassen; sein aufgeweckter Instinkt, in seinen seelischen Erlebnissen ein kostbarstes Material für dichterisch-künstlerische Darstellungen aufzuspüren. Auch mußten seine Freundschaftsverhältnisse mit den bedeutendsten und führendsten Geistern seiner Zeit wie Herder, Merck, Lavater, Fritz Jacobi, Basedow, Klopstock u. a. ihn nicht bloß innerlich bereichern, sondern auch in seinem Selbstvertrauen heben und in seiner Unnachgiebigkeit gegen die arrogant-lächerlichen Ansprüche von Pedanten und Philistern hochgemut bestärken. Dieser Gesellschaft in herausfordernden und selbst unflätigen Ausdrücken den Fehdehandschuh hinzuwerfen, bereitete ihm ersichtlich ein Hochvergnügen. So etwa in den Versen, mit denen er die Sendung des „Götz von Berlichingen“ an Merck begleitete:

„Und allen Perückeurs und Fratzen
Und allen litterarschen Katzen
Und Räten, Schreibern, Maidels, Kindern
Und wissenschaftlich schönen Sündern
Sei Trotz und Hohn gesprochen hier
Und Haß und Ärger für und für.
Weisen wir so diesen Philistern
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein jeder aus seinem Haus
Seinen A — — zum Fenster hinaus."

Solch ingrimmige Verse waren freilich nicht gesellschaftsfähig. Wie auch manches andere nicht, was der junge Wildling tat und sagte. Im ganzen suchte er ja, wenn er unter Leute kam, sich gebührend zu beherrschen und einzufügen; wie er denn Lavater gegenüber einmal meinte, man müsse, sobald man in Gesellschaft sei, von seinem Herzen den Schlüssel abziehen und ihn in die Tasche stecken; wer das nicht tue, sei ein Dummkopf. Aber dennoch liebte er es sehr, besonders unter Freunden, sich nach Herzenslust gehen zu lassen und alle widersprechenden Register seines Inneren in ein vielstimmiges Tönen zu bringen. „Wie oft", meldet Fritz Stolberg an Klopstock, „sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde." Geriet er aber gar in eine Gesellschaft, die ihm nicht paßte oder die ihn irgendwie lächerte, so trug er durchaus keine Scheu, dies ziemlich unverhohlen kundzutun und durch ein selbst fratzenhaftes Benehmen den Eingeweihten kenntlich zu machen. So berichtet Jung-Stilling von einer Tischgesellschaft in Elberfeld (August 1774), wo sich um Lavater als Mittelpunkt ein Kreis pietistisch gesinnter Leute in frommer Ehrbarkeit versammelt hatte. „Goethe aber konnte nicht sitzen, er tanzte

um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudierte. Die Schönenthaler [d. i. Elberfelder] glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft für Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellem Blick ihn darniederschoß." Hier lernen wir Jung-Wolfgang so recht seinem übermütigen und kecken Temperament nach kennen. Wahrlich dieser Mensch, so innerlich voller Hohn und zuckendem Leben, er mußte korrekten Gesellschaftspuppen oft als ein Greuel erscheinen.

Aber wenn auch — den Frauen war er allenthalben ein Augapfel, ein Trautgeselle und ein junger Gott! Auch das war von der Natur ihm geschenkt worden. Und es zeigte sich schon sehr früh. Mag jenes Frankfurter Gretchen, das der Fünfzehnjährige liebte, auch vor Gericht ausgesagt haben, daß sie für den jungen Menschen nur schwesterliche Gefühle gehegt habe (was konnte sie übrigens anderes kundgeben, wenn sie sich nicht bloßstellen wollte?): irgendwie war sie dennoch dem verführerischen Reiz dieses jungen Frauenfängers unterlegen. Freilich Goethe hat es ihr nie verziehen, daß sie in ein wenig herabsetzendem Ton von ihm zu sprechen gewagt hatte. Noch der alte Herr, der „Dichtung und Wahrheit" diktierte, konnte seinen Ärger darüber nur schwer hinunterschlucken. Das zeigt jedenfalls, wie ernst und feierlich Goethe jederzeit alles, was die Liebe und was sein Verhältnis zu Frauen betraf, ge-

nommen hat. Darum wünschte er auch selbst auf diesem Gebiete ernst genommen zu werden.

Natürlich hat es an leichtem Getändel trotzdem nicht gefehlt. Die vielen Mädchen, die der junge Leipziger Student durch seine Schwester in Frankfurt zärtlich grüßen ließ oder denen er, heimgekehrt, wieder eifrig den Hof machte, die drei Schwestern Gerock, Antoinette, Charlotte und Katharina, die beiden Kreispel, Maria und Franziska, die schöne Lisette Runckel und die beiden Münch, Susanna Magdalena und Anna Sibylla, sie haben sein Herz nur wenig oder vorübergehend erschüttert, wenn auch das „liebe Fränzchen" (Kreispel), von dem ein „gestohlen Mäulchen" ihn des öfteren warm entzückt hat, bei der Abreise nach Straßburg ein sehr hübsches Gedicht bekommen hat und eine andere gar, nicht ohne gute Aussichten, eine Zeitlang im Vordergrunde der nicht bloß elterlichen Heiratserwägungen gestanden haben mag (wovon noch zu reden sein wird). Auch Friederike Oeser in Leipzig oder die französischen Tanzmeistertöchter in Straßburg oder ein Fräulein Anna Brandt aus Wetzlar, in die er sich, als sie in Frankfurt mit ihm in die Komödie ging, „beinahe" einmal verliebt hätte, oder die empfindsamen Darmstädter Damen, „Urania" und „Lila" und „Psyche" (davon diese die Braut Herders) — sie alle, die seine Phantasie und seinen Geist, auch wohl seine Sinne, mehr oder weniger vorübergehend beschäftigt haben, sind nur im Hintergrunde dieses Lebens, doch mit holdem Lächeln, dahinwandelnde Gestalten. Aber die andern, die ein jeder kennt, Käthchen Schönkopf und Friederike Brion, Lotte Buff und Maxe la Roche, sie haben das Herz

dieſes jungen Gottes oft in Stürmen erbeben laſſen und in dieſe reich bewegte Jugend viel Sonne und viel Qualen getragen.

So wäre alſo Goethe ein Don Juan geweſen? Wenn man das Wort im richtigen Sinne nimmt, nämlich als Bezeichnung eines Menſchen, auf den die Frauen eine ebenſo ſtarke unmittelbare Anziehungskraft ausüben, wie er ſeinerſeits auf ſie ausübt — gewiß!

Sonne kann nicht ohne Schein,
Menſch nicht ohne Liebe ſein,

heißt es im ‚Concerto Dramatico‘. Und, zweifellos, dies war auch Goethes eigene Anſicht. Er bedurfte, wenigſtens als junger Menſch, jederzeit irgendwelcher erotiſchen Erregtheit, um das Gefühl des inneren Ausgefülltſeins zu haben. Und es war ihm ebenſo unentbehrlich, wenigſtens von Zeit zu Zeit, ſich an ein ſolches Gefühl in dem Grade zu verlieren, daß der ganze Menſch davon durchſchüttelt, wie außer ſich geſetzt und über ſeine Grenzen getrieben wurde. Aber trotz aller verſengenden Heftigkeit der Liebesleidenſchaft, ja im Grunde erſt wegen ihrer, fühlte Goethe ſeine Kräfte, zumal die der Seele, in ſolchem Erlebnis aufs wunderſamſte geſteigert und aufs mannigfaltigſte bereichert. Er war nie in höherem Grade Dichter, als wenn er in Flammen der Liebe ſtand. Und je mehr er litt, ſich marterte und ſich verzehrte, deſto glücklicher war er. Man darf auch nicht glauben, daß er alles dies bloß „naiv“ hingenommen habe — wenngleich es gewiß zum Wunderbarſten an dieſem wunderbaren Menſchen gehörte, in welchem Grade er ſich in jedem neuen Falle ſeine Naivetät und Unmittelbarkeit zu bewahren

wußte. Aber dennoch darf man durchaus nicht überſehen, mit welch bewußtem und artiſtiſchem Raffinement er faſt ſtets in ſeine Leidenſchaften hineinging, ſie mit gewiegter Seelentechnik auskoſtete, auch wohl kühn durcheinander miſchte. Bekannt iſt das in ſeiner heidniſch-großartigen Aufrichtigkeit hervorſtechende Bekennerwort aus „Dichtung und Wahrheit“: „Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt. So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut ſich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter.“ So freute ſich auch Goethe mitunter am Doppelglanz der Liebe, nicht bloß im Falle Lotte Buff-Maxe la Roche, auch ſonſt des öfteren. Wir werden dies noch näher zu beobachten haben. Was man alſo im landläufigen Sinne Treue nennt, war von einem Goethe nicht zu erwarten. Und deshalb war kaum jemand weniger für die Ehe prädeſtiniert als gerade er. Er wußte dies auch. „Wie ſchrecklich ward mir auf einmal zumute, als ich von Heirat reden hörte“, heißt es im Märchen „Die neue Meluſine“, das er in ſeiner gegenwärtigen Faſſung zwar erſt weit ſpäter niedergeſchrieben hat, aber urſprünglich ſchon in der Friederikenzeit erdichtet haben will. Dieſe Unbeſtändigkeit Goethes war natürlich auch den Frauen ſelber kein Geheimnis. Niemand hat ſich darüber ſo deutlich ausgedrückt wie Frau von Stein, von der die Verſe ſtammen:

Er geht auf aller Frauen Spur,
Iſt wirklich, was man eine Kokette nennt ...

Doch treibt ihn immer Liebe fort:
Ein neuer Gegenstand an jedem neuen Ort.

Und fast noch absprechender hat sich gelegentlich Johanna Fahlmer geäußert, seine liebe junge „Tante", die er so gern zu seiner Vertrauten machte und die ihn deshalb besser kannte als manche andere. Diese schrieb einmal an Fritz Jacobi: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein; nur in der Liebe ist er nicht rein und dazu nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen." Ziehen wir, was altjüngferlich daran klingt, ab, so bleibt immer noch der zweifellos richtige Kern: daß Goethe eine viel zu komplizierte Natur war, um Liebe als ein ganz einfaches undifferenziertes Gefühl zu hegen. Gerade hier, wo sein ganzer Empfindungskreis ins Spiel kam, ist sein inneres Verhalten ein höchst vielfältiges und zeigt sich allen möglichen Störungen, Abschattungen und neuen Eindrücken unaufhörlich ausgesetzt. Er selbst nannte das seine animula vagula und rechnete geradezu mit deren Kaprizen und Launen, unter denen er vielmals litt, die er aber auch gern mit Psychologenneugier beobachtete. „Meine animula vagula", schreibt er aus Sesenheim an seinen Straßburger Freund Salzmann, „ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm ... Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte." Hier haben wir den ganzen Komplex beieinander: die innerste Unbeständigkeit, die sezierende Selbstbeobachtung und

das durcheinander gewirrte Glücks- und Unglücksgefühl. Kein Wunder, wenn Goethe ſchon früh etwas wie Verpflichtung fühlte, ſolch übertriebener Senſibilität entgegenzutreten. Es klingt wie ein ob auch viel zu ſchroff formuliertes Gebot für ſein ganzes Leben, wenn er (Leipzig 1767) an Behriſch ſchreibt:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Dieſe Verſe ſind ein Zeichen von ſehr früh auftretendem Inſtinkt der Selbſtzucht, die gerade dem Erotiker vor allem nottut. Jedenfalls war Goethe mit der ganzen Unberechenbarkeit ſowohl ſeiner Hingabefähigkeit an den flüchtigſten Moment wie ſeiner plötzlich erwachenden überlegenen Kühle und Selbſtdiſziplin einer der gefährlichſten und erfolgreichſten Beſtürmer weiblicher Herzen, die es jemals gegeben hat. Hören wir ‚une femme du monde', die ſich unſerer näheren Kenntnis verſchleiert hat, von der aber der Arzt Zimmermann einmal folgenden Ausſpruch an Lavater hinterbringt: Goethe iſt ihr ‚l'homme le plus beau, le plus vit, le plus original, le plus ardent, le plus impétueux, le plus séduisant et le plus dangereux pour le cœur d'une femme que j'ai vu en ma vie.' Wo ſo mit echter Kennerſchaft eine echte Frau geurteilt hat, da können wir Männer füglich nichts anderes tun, als uns ſtill und ruhig belehren laſſen.

Dies war also der junge Mann, der eines Abends, von einem Familienfreunde eingeführt, im Schönemannschen Hause erschien und alsbald, während Musik ihre Verführungen webte, mit der jungen Haustochter derart vielredende Blicke eines tiefen und geheimen Einverständnisses austauschte, daß von Stund an die beiden jungen Leute, kaum anders als Shakespeares Romeo und Julia, ihre elementare Zueinandergehörigkeit empfanden und, wie von unbekannter Gewalt zueinander gezogen, sich innerlich verbunden und verkettet fühlten.

Es war auf beiden Seiten ein neues, alles Frühere in Schatten stellendes Gefühl. Goethe selbst hat in Dichtung und Wahrheit bekannt: „Es glich meinen früheren Verhältnissen und war noch höherer Art.“ Und am 5. März 1830 hat er sich Soret gegenüber noch deutlicher darüber ausgedrückt: „Sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.“

Wenn wir auch angesichts dieses Ausspruchs annehmen wollen, daß Goethe in der bewegten Erinnerung seines hohen Alters, verführt durch den soeben stattgefundenen Besuch von Lilis Enkelin, der augenblicklichen Neigung nicht widerstanden habe, spätere Geliebte allzusehr herabzusetzen, so bleibt doch jedenfalls das Eine bestehen, daß im Bewußtsein seiner Phantasie und seines Gemütes Lili — diesen Namen hatte er ihr gegeben — an erster Stelle weiterlebte und ihn mit tieferer Bewegung als andere erfüllte.

Jedenfalls ist zu beobachten, daß mit dem Moment, wo Lili in Goethes Leben tritt, alle anderen Liebesmöglichkeiten zunächst erlöschen. Es schwebte damals noch das Verhältnis zu Susanne Magdalene Münch, von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit" so reizvoll-neckisch berichtet. Lenchen Münch ist jenes Mädchen, das durch den Zufall des Loses beim Mariage-Spiel dem jungen Goethe wiederholt als Verlobte zugesprochen wurde und die er eine Zeitlang, ob auch im Scherz, als seine richtige Ehegattin behandelte, — „so daß wir uns wohl," fügt er schalkhaft hinzu, „gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen." Dieser Faden war jetzt gänzlich abgerissen, und bloß die Eltern, denen die Schwiegertochter gepaßt hätte — ‚die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose', wie Goethe sie summarisch charakterisiert — spannen in halber Hoffnungslosigkeit den Faden noch eine Zeitlang weiter. Auch die zeitweise immer noch aufflackernde Leidenschaft zu Maxe Brentano erlischt in dieser Zeit völlig. Goethe zeigt sich durchaus sittsam und vernünftig und verkehrt wieder als gänzlich harmloser Mensch im Hause des bisher so eifersüchtigen Gatten.

Seine eigene neue Bedrängnis aber vertraute der Dichter in unruhigen, glühenden Rhythmen seiner Muse an:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr!

Weg iſt alles, was du liebteſt,
Weg, worum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh,
Ach, wie kommſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüte?
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt.
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränderung, ach, wie groß!
Liebe, liebe, laß mich los!

Was an dieſem Gedichte ſo eigentümlich berührt, iſt, daß der Jubel, der in ihm losbrechen möchte, ſofort mit gewiſſen inneren Hemmungen zu kämpfen hat. Man ſpürt, der Dichter iſt bis über die Ohren verliebt, iſt ganz im Banne des lieben loſen Mädchens, ihrem Blick voll Treu und Güte, ihrer Jugendblüte und lieblichen Geſtalt rettungslos verfallen — aber doch möchte er ſich „ermannen", möchte der Geliebten entfliehen, und er fleht die liebe Liebe an, ſie möge ihn loslaſſen. Damit iſt gleich zu Anfang dieſes Erlebniſſes der Ton angeſchlagen, der alle die Monate hindurch beſonders kennzeichnend blieb. Goethe kämpft mit ſeinem Verſtand und mit ſeinem höheren Dichtergewiſſen gegen die Verführung ſeines

Herzens und die Reizung seiner Sinne in steigender innerer Bewegung an. Immer wieder sucht er sich freizumachen, immer wieder fühlt er sich aufs neue verstrickt und unwiderstehlich angezogen. So schwankt er hin und her, mit seiner animula vagula, von Entzückungen zu Niedergeschlagenheiten, von Lobpreisungen zu genialischem Spott, von freier Selbstherrlichkeit zu fast sklavischer Unterwürfigkeit.

Dies werde hier im einzelnen nach und nach entwickelt. Am Anfange aber steht zweifellos das Gefühl einer geradezu schrankenlosen Verliebtheit, einer schwelgerisch-sinnlichen Beseligung: dies vor allem müssen wir festhalten. „Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden, ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein", heißt es unumwunden in „Dichtung und Wahrheit". Vermochten sie aber nicht beisammen zu sein, so verstanden sie es, durch die Fenster der beiderseitigen Hinterhäuser einander aus der Ferne zu begrüßen und mittels Zeichensprache zu verständigen. Ferner berichtet Goethe von den ersten Gesprächen, die sie miteinander geführt haben: wie Lili ihm von ihrer Jugend und von ihren Anverwandten erzählt habe; und wie sie selbst „kleine Schwächen" nicht verbarg, eine gewisse Gabe, anzuziehen und wieder fahren zu lassen, also die unschuldige Koketterie des jungen Mädchens. Goethe fand nichts dabei zu bemoralisieren, urteilte vielmehr: „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte."

Doch das sind Berichte aus späterer Zeit, aus sehr später sogar — und wir möchten gern ein wenig Unmittelbarkeit aus jenen selig-törigen

Jugendmonaten zu spüren bekommen. Leider sind die Briefe Goethes an Lili, die wir gewiß, ähnlich wie die späteren an Frau von Stein, als täglich hin und her huschende kleine Billette werden voraussetzen dürfen, sämtlich bis auf den letzten Rest verloren gegangen. Und in den Briefen an andere Personen steht zwar manche wertvolle Einzelheit; aber Geständnisse über intimstes Liebesglück finden sich selbstverständlicherweise nicht darin. Wir müssen die Dichtungen jener Zeit zu Rate ziehen, „Claudine von Villa Bella", „Erwin und Elmire" und namentlich „Stella", um gefühlvoll empfundene Niederschläge aus der Stimmung jener Tage in übertragener Form zu gewinnen. „Erwin und Elmire" schlägt mehr in andere Gefühlsregungen ein als in diejenigen, die uns zunächst hier beschäftigen. Aber in „Claudine" finden wir im Eingangsbild eine große feierliche Huldigung an Lili, wenn die Heldin dieses Dramolets auf blumengeschmücktem Sessel von vier Jünglingen auf die Szene getragen und dort von fröhlichen Chören und preisenden Einzelstimmen festlich gegrüßt wird. Im Stücke selbst aber wird dann gezeigt, wie verborgene Liebesleidenschaft plötzlich jäh hervorschlägt und ihrer selbst bewußt wird. Köstlich und beziehungsvoll ist auch manche Einzelbemerkung, so etwa, wenn es von dem jungen Pedro heißt: „Er ist ja so verliebt, daß, wenn du nach der Stunde fragst, er nicht weiß, in welcher Tasche seine Uhr steckt." Derartige drollige Liebeszerstreutheiten mochten wohl auch dem Doktor Wolfgang zuweilen passiert sein.

Eine wahre Fundgrube aber bietet uns „Stella", eine Dichtung, die ganz mit dem Geist und den

Strömungen jener Monate durchtränkt ist und die mehr als jede andere Lili zugehört. Das Rein-Stoffliche hat natürlich mit den Begebenheiten jener Zeit kaum etwas zu schaffen. Auch wäre es sicherlich verfehlt, die Figur der gefühlsseligen Stella ohne weiteres mit dem ziemlich selbstbewußten Modedämchen Lili (zum mindesten war das ihre damalige „Maske") zu identifizieren. Aber der Gefühlsinhalt der Dichtung ist in solchem Grade aus den Stimmungen des damaligen Goethe geflossen, daß er zum Verräter seiner intimsten Empfindungen wird. Auch sind zweifellos allerhand Einzelzüge aus lebendiger Lebensunmittelbarkeit in dieses „Schauspiel für Liebende" übergegangen. Goethe und Lili trafen sich des öfteren, mehr oder weniger verstohlen, im Theater. Wie es dann zwischen den beiden zugegangen sein mag, das plaudert Stella gar anmutig aus: „Wenn ich so in der Loge saß und gewiß war, wo er auch steckte, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte! Mein Aufstehen, mein Niedersitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbusches ihn mehr anzog als die blinkenden Augen ringsum und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: Stella! Stella! [— Wir dürfen dafür setzen: Lili! Lili! —] Wie lieb du mir bist!" Dann ein unmittelbares Bekenntnis dessen, was wir schon wissen, wenn Stella erwähnt: „Bestand ich dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? und ward ich dir darum nicht lieber?" Eine solche Übereinstimmung berechtigt uns, weiter zu gehen und auch dort in-

time Beziehungen anzunehmen, wo sie nicht ausdrücklich bezeugt sind. Etwa an folgender Stelle: „Ein Jahrtausend von Tränen und Schmerzen vermöchten die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammlens, des Nahens, Weichens — des Vergessens sein selbst — den ersten flüchtigen feurigen Kuß und die erste ruhig atmende Umarmung.“ Oder: „Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Tränen die Leiden einer Welt an meinen Busen hinströmte. Ich bat ihn, um Gotteswillen sich zu schonen —! mich! — Vergebens! — Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten.“ Es soll natürlich nicht wortwörtlich jede Wendung der Dichtung auf Goethes eigenes Erlebnis hier bezogen werden. Aber gewiß wird der so charakteristische Gefühlsüberschwang der Dichtung, wie er der ganzen damaligen Zeitatmosphäre entquoll, auch im Leben in verwandter Weise sich geäußert haben. Jedenfalls spüren wir nirgends wieder Goethes und Lilis schwärmende Liebesseligkeit in gleichem Grade als zwischen und in den Zeilen von „Stella“.

Indes wir wissen's: bald zogen Wolken empor an dem reinen Himmel dieser Liebe, und es kam zu allerhand Trübungen. Ein gewisser gegebener Gegensatz bestand ja zwischen den beiderseitigen Familien- und Lebenskreisen. Und Goethe, der so gar nicht gewöhnt war, fremden Leuten, und noch dazu aus geringerer geistiger Sphäre, sich anzubequemen, litt alsbald, litt tief und trotzig unter den Menschen von Lilis Umgebung. Sie paßten ihm nicht. Sie störten ihm durch ihre Anwesenheit

das schönste Glück seiner Liebe. Er wollte Lili allein besitzen, nicht aber den ganzen Schwarm von Brüdern, Vettern, Onkeln und Geschäftsfreunden mit in Kauf nehmen. Und er, der gewohnt war, Lili „im einfachen, selten gewechselten Hauskleid zu sehen", konnte und wollte sich nicht darein finden, sie in großen und lärmenden Gesellschaften in erkältender Prunktoilette zu begrüßen und allein schon durch solchen Anblick und solche Umgebung aus allen Himmeln seiner lodernden, nach verborgenster Intimität lechzenden Verliebtheit gerissen zu werden. Solcherlei Wallungen und Verstimmungen entstammte das bekannte schöne Gedicht:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen —
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust!
Ahndungsvoll hab' ich dein Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

Nichts verrät die Liebe der jungen Dichterseele tiefer, als daß er dieses Gedicht, das aus einer anklägerischen und grollenden Stimmung entstanden ist, mit einer Strophe schließt, die das reinste und keuscheste Geständnis seiner liebenden Verehrung enthält. Nichts freilich verrät auch deutlicher, in welchem Zwiespalt der Gefühle er sich befand. Wo er mit seinem ganzen Dichter- und Jungenherzen lieben wollte, da mußte er sich unter geschniegelten Gesellschaftspuppen als ihresgleichen benehmen und sich einer zeremoniösen Höflichkeit und Korrektheit befleißigen.

So wandelte also der junge Doktor Goethe getreulich alle Tage vom Haus zu den drei Leyern (so hieß das am Hirschgraben) zum Hause am Liebeneck, um daselbst sein „kleines Meerwunder" zu bestaunen und zu hofieren. Junge Mädchen mögen sehr verliebt sein, sogar tief und ehrlich verliebt, und werden dennoch der Versuchung kaum widerstehen können, den holden Jüngling ihrer Wahl, wenn sie ihm in großer Gesellschaft geputzt gegenüberstehen, ein wenig schlecht zu behandeln. Es kitzelt sie in ihrem naseweisen Jungfernmütchen, ihre momentane Macht auszukosten, und sie wollen den Mann, zu dem sie von Gottes und Rechts wegen emporzublicken haben (in Wahrheit auch emporblicken), gern einmal klein und demütig sehen. Er soll begreifen lernen, daß die ihm gewißlich gern gewährten kleinen Zeichen ihrer Gunst doch keineswegs pure Selbstverständlichkeiten sind, daß vielmehr auch andere Leute derartige unschuldige Gunstbezeugungen davontragen können und daß der großmächtige Herr Liebste, statt dünkelhaft auf irgendwelche Rechte zu pochen, sich nicht anders

wie die andern um die Gnaden seiner Schönen artig zu bemühen habe. Wenn dann der Liebste dies nicht will, so kann es ihm wohl blühen, sich plötzlich kaltgestellt und alberne Laffen sich vorgezogen zu sehen. Er knirscht dann innerlich, möchte die Welt in Fetzen zerreißen, seine Nebenbuhler erdolchen, die Beleuchtung umschmeißen, eine heillose Verwirrung anrichten; oder sein Liebchen an sich reißen, entführen, durchprügeln, totküssen: und das „lose liebe Mädchen" steht daneben, pfauenmäßig herausstaffiert, fächelt sich kokett, macht schöne Augen diesem Esel von Herrn Manskopf und sagt wohl gar mit spitzer, fremder Stimme: „Ach bitte, Herr Doktor Goethe, möchten Sie mir nicht ein Glas Wasser reichen?" — Um in die Luft zu fliegen, vor Galle!

Gewiß waren es zunächst manchmal derartige winzig-kleine Vorfälle, die dem sehr empfindlichen jungen Dichter die Laune verdarben und Ärger bereiteten. Ein derartiges grausliches Vergehen wird beispielsweise einmal in „Erwin und Elmire" berichtet. Da ist Herr Erwin recht ungehalten, weil Elmire „eitle leichtsinnige Launen" zeigt. Aber die Schöne verteidigt sich. „Nahm ich nicht seine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht seine Früchte?" Nein, doch nicht immer! Sie hat sich da eine kleine Unterlassung und Tücke vorzuwerfen! „Wie er mir die zwei Pfirschen brachte, auf die er so lange ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbst gepfropftes Bäumchen zum erstenmal trug. Er brachte mir sie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit! — ich präsentierte sie an die gegenwärtige

Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen, ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.“ Solch arge Übeltäterin war wohl nicht bloß Elmire, war wohl auch Lili – versteht sich, bloß von Zeit zu Zeit! In diesem Zusammenhang wird denn auch das Gedicht vom „Veilchen“ angeführt. Und so wunderlich es zunächst berühren mag: das süße herzige Veilchen, das „gebückt in sich und unbekannt“ auf der Wiese steht und das sich dann freut, zertreten von der Geliebten, zu deren Füßen sterben zu können, ist Goethe-Erwin — während Lili-Elmire uns als die junge Schäferin „mit leichtem Schritt und munterm Sinn“ trällernd entgegenwandelt und dann das arme Veilchen achtlos „ertritt“. Bitte indes, die Sache nicht etwa tragisch oder gar wörtlich zu nehmen! Das sind Stimmungen eines Poeten. Und je hochfahrender, stolzer und selbstherrlicher er sonst wohl ist, umsomehr vermag es ihn zu reizen, in seiner unberechenbaren Einbildung sich auch einmal recht demütig und ersterbend vorzukommen: sich in die Seele eines Veilchens hineinzuträumen, dem es eine zärtliche Wollust ist, von schönen stolzen Füßen zertreten zu werden. Wir werden später, in dem Gedicht „Lilis Park“, ähnliche Stimmungen, virtuoser ausgemalt, zu beobachten haben.

So war also der junge Herr Goethe, trotz all seiner Verliebtheit, mit Lili mitunter ziemlich unzufrieden. Gleich seinem Erwin mag er sich manchmal über den wetterwendischen Sinn der Mädchen beklagt haben, die einen Liebhaber einem Hündchen gleichstellen, das ihnen als Spielzeug dient und bald geliebkost, bald weggejagt wird. „Unterhalten, amüsiert wollen sie sein, das ist alles. Sie schätzen dir

einen Menſchen, der an einem fatalen [d. i. langweiligen] Abende in der Karte mit ihnen ſpielt, ſo hoch als den, der Leib und Leben für ſie hingibt". Dieſes Unbehagen ſpricht ſich auch in manchen Briefſtellen jener Zeit aus. „Von meinen Verworrenheiten iſt ſchwer was zu ſagen", ſchreibt er am 17. Februar 1775 an Bürger, „fleißig war ich eben nicht zeither. Die Frühlingsluft, die ſo manchmal ſchon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe, es löſt ſich aus dem Gewürge wieder was ab." Oder Anfang März an Johanna Fahlmer: „Ich bin ganz unerträglich. Und darum fleißig an ſinnlicher Arbeit ... Geb Ihnen Gott was zu treiben. Mit mir nimmt's kein gut Ende." Auch Fritz Jacobi gegenüber, der im Januar und dann wieder gegen Ende Februar in Frankfurt geweſen und ins Vertrauen gezogen worden war, hielt er ſeine Verſtimmungen nicht zurück. Der Freund ſuchte ihn zu tröſten: „Aber du, mein Herz, was willſt? Biſt ja nicht geängſtet, biſt ja nicht traurig! Liebſt ja, biſt ja ſelig! ſo ſei dann ruhig!"

Aber die Freunde hatten gut Ruhe predigen! Von außen und von innen kam die Unruhe an Goethe heran. Trotz ſeiner Abneigung gegen die Geſellſchaftskreiſe, in denen Lili ſich bewegte, hatte er ſich dieſen Leuten genähert und machte nun deren ganzes mondänes Treiben, bis tief in die Nächte hinein, mit. Lili zu ſehen, ſo lange als möglich mit ihr zuſammen zu ſein, war der Vorwand. Aber in dem ſeelenloſen Trubel dieſer Zuſammenkünfte, dieſer Bälle und Unterhaltungen war eine intime Berührung natürlich eine Unmöglichkeit. Es war ein ſeltſam-fahriges Weſen in den Dichter gekommen,

von dem der Maler Georg Melchior Kraus, bei dem der vielseitig strebende Jüngling sich im Zeichnen zu üben pflegte, uns eine lebendige Vorstellung vermittelt. „Goethe", berichtet er am 5. März 1775 an Bertuch, „ist jetzt lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht; das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräch kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wiederzuerscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche; wann und wo alle Menschen in feierlichster Kleidung sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil." Dieses nervöse Hin und Her, dieses Willkürliche und Widerspruchsvolle, das nach Goethes eigenem Wort „zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen schwankte", konnte natürlicherweise keine innere Ruhe und Befriedigung des Gemütes erzeugen, sondern führte zu einer Art von innerer Zerrissenheit. Ingrimmig spottet Goethe, gegenüber seiner mütterlichen Freundin La Roche über sich selber: „Hernach bin ich auch so ein Fastnachts-Goethe in Schwarm und Saus und noch was befangen, daß nichts mit mir anzufangen ist." Und dieses Wort greift er an anderer Stelle noch lebendiger auf und führt es in selbstpersiflierender Weise durch: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein

paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und, mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt."

Diese Worte waren an eine junge Dame, ein paar Jahre älter als Lili, gerichtet, die hoch im nördlichen Deutschland auf dem Stammsitz ihrer Väter oder in der nordischen Metropole Kopenhagen ihren Aufenthaltsort hatte und die im Anfang des Jahres, also fast genau zu Beginn des Lili-Romanes, an den Verfasser des ‚Werther' schwärmende, verstehende, doch anonyme Worte gerichtet hatte, welche jedoch beantwortet worden waren; ohne daß die beiden einander je zu Gesicht bekommen hätten. Sie sollten auch fürder einander niemals erblicken, mehr als fünfzig Jahre lang, von denen sie immerhin noch einige in Brieffreundschaft miteinander lebten. Das war Gräfin Auguste Stolberg, die Schwester der beiden Dichter, von Goethe sehr bald mit ‚Gustgen' und ‚Du' angeredet. Sie war ein tiefes, inniges und denkendes Mädchen, von einer seltsam-sicheren Gefühls-Genialität und Goethen außerordentlich wert. Ihre Briefe sind im Autodafé von 1797 leider mit vernichtet worden, so daß wir die Entwickelung ihrer Beziehungen zu Goethe nur einseitig aus des Dichters Antworten verfolgen können — immerhin deutlich genug, um erfühlen zu können, was sich da abgespielt hat: etwas ganz Geistiges,

Phantasievolles, Seelisches, von wunderlichen Zügen einer imaginativen Erotik zeitweilig durchsetzt — etwas, das nur bei zwei ganz hochstehenden, ganz eigen gearteten und — in diesem Punkte wenigstens — unsinnlichen Menschen möglich war. Goethe par distance in ein unsinnliches Liebesverhältnis verstrickt! Noch dazu in der gleichen Zeit, wo ihm die Liebe zu Lili Sinne, Herz, dichterische Begeisterung und menschliche Hoffnungsfähigkeit in intensivste, bald rausch-, bald qualvolle Entzückung versetzt hat: wahrlich, die seelischen Grenzen dieses wunderbarsten aller Menschen sind nimmermehr abzustecken! Für die Psychologie des Liebeserlebnisses mit Lili ist diese vergeistigte Parallelaktion mit Gustgen Stolberg von äußerstem Interesse. Zum mindesten erfahren wir daraus, was Lili für Goethe nicht hat sein können und was er auch ihr seinerseits vorenthielt.

Da es wichtig ist, den Gegensatz voll zu ermessen, sei der an das oben gegebene Zitat sich unmittelbar anschließende, kontrastierende Passus gleichfalls hierher gesetzt: „Aber nun gibt's noch einen [Goethe], den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? —

weil er arbeitend gleich immer eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will. Das iſt der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.“ Wir brauchen uns hier wahrlich nicht an unſere Unwiſſenheit zu klammern, weil kein einziges direktes Wort Goethes an Lili — außer in Gedichten — für uns exiſtiert, ſondern können ruhig und mit vollſter innerer Gewißheit ſagen: ſolch einen Brief hat Lili niemals empfangen! Sie ſei darum in keiner Weiſe herabgeſetzt — hat doch auch Guſtgen nie einen Kuß von Goethe empfangen! ja auch nie ein Gedicht — es ſei denn, daß man die Briefe an ſie, was in manchem Betracht angängig wäre, für Gedichte erklärte. Lili und Guſtgen waren, eine jede, für Goethe etwas völlig anderes. Darum konnten ſie ruhig nebeneinander für ihn exiſtieren und hätten einander nie ins Gehege zu kommen brauchen, wenn nicht Goethe ſelber, beſonders oft in ſeinen ſpäteren Briefen, den Vergleich gezogen hätte. So wird mehr und mehr erſichtlich, daß er auf die ihm ſinnlich unbekannte Auguſte Stolberg alles das mit der Machtherrlichkeit ſeiner Phantaſie überträgt, was er bei Lili überſinnlich vermißt — wobei dann immer noch zu bedenken bleibt, daß die liebe Lili ein blutjunges, nach Geiſt und Charakter noch unfertiges, ſechzehn bis ſiebzehnjähriges Mädel war, das ſich unterhalten und lieben laſſen wollte und es mit dem richtigen Inſtinkt der Jugend weit von ſich ab-

Phantasievolles, Seelisches, von wunderlichen Zügen einer imaginativen Erotik zeitweilig durchsetzt — etwas, das nur bei zwei ganz hochstehenden, ganz eigen gearteten und — in diesem Punkte wenigstens — unsinnlichen Menschen möglich war. Goethe par distance in ein unsinnliches Liebesverhältnis verstrickt! Noch dazu in der gleichen Zeit, wo ihm die Liebe zu Lili Sinne, Herz, dichterische Begeisterung und menschliche Hoffnungsfähigkeit in intensivste, bald rausch-, bald qualvolle Entzückung versetzt hat: wahrlich, die seelischen Grenzen dieses wunderbarsten aller Menschen sind nimmermehr abzustecken! Für die Psychologie des Liebeserlebnisses mit Lili ist diese vergeistigte Parallelaktion mit Gustgen Stolberg von äußerstem Interesse. Zum mindesten erfahren wir daraus, was Lili für Goethe nicht hat sein können und was er auch ihr seinerseits vorenthielt.

Da es wichtig ist, den Gegensatz voll zu ermessen, sei der an das oben gegebene Zitat sich unmittelbar anschließende, kontrastierende Passus gleichfalls hierher gesetzt: „Aber nun gibt's noch einen [Goethe], den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? —

weil er arbeitend gleich immer eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“ Wir brauchen uns hier wahrlich nicht an unsere Unwissenheit zu klammern, weil kein einziges direktes Wort Goethes an Lili — außer in Gedichten — für uns existiert, sondern können ruhig und mit vollster innerer Gewißheit sagen: solch einen Brief hat Lili niemals empfangen! Sie sei darum in keiner Weise herabgesetzt — hat doch auch Gustgen nie einen Kuß von Goethe empfangen! ja auch nie ein Gedicht — es sei denn, daß man die Briefe an sie, was in manchem Betracht angängig wäre, für Gedichte erklärte. Lili und Gustgen waren, eine jede, für Goethe etwas völlig anderes. Darum konnten sie ruhig nebeneinander für ihn existieren und hätten einander nie ins Gehege zu kommen brauchen, wenn nicht Goethe selber, besonders oft in seinen späteren Briefen, den Vergleich gezogen hätte. So wird mehr und mehr ersichtlich, daß er auf die ihm sinnlich unbekannte Auguste Stolberg alles das mit der Machtherrlichkeit seiner Phantasie überträgt, was er bei Lili übersinnlich vermißt — wobei dann immer noch zu bedenken bleibt, daß die liebe Lili ein blutjunges, nach Geist und Charakter noch unfertiges, sechzehn bis siebzehnjähriges Mädel war, das sich unterhalten und lieben lassen wollte und es mit dem richtigen Instinkt der Jugend weit von sich ab-

wies, ſich über einen jungen Herrn, der ihr Verehrung zollte — und ſei es ſelbſt ein Weltgenie geweſen — in ſelbſtquäleriſcher Weiſe den Kopf zu zerbrechen.

Mag nun alſo Goethe, der Stimmungsmenſch, hier und da über Lili Worte, die wenig nach Liebe oder die ſelbſt lieblos klingen, geäußert haben, dies tut gar nichts zur Sache: es war ein Ausfluß flüchtiger Laune und hat ſeine Gefühle gewiß in keiner Weiſe geändert. Er befand ſich eben in einem durchaus nicht leichten, vielmehr, wie er mit untrüglichem Dichterſcharfblick erkannte, durchaus bitteren Dilemma. Sein Herz und alles, was ſo gut und ſo lieb war, zog ihn zu Lili. Und in ſeinem Allerinnerſten war doch eine Stimme, die ihn ernſtlich warnte und ihm unabläſſig ins geiſtige Gewiſſen flüſterte: daß aus dieſer Sache nie etwas werden dürfe — weil eben dann Goethe nicht mehr Goethe bleiben würde. Die viel zu beobachtende Unbeſtändigkeit des Liebenden hatte ja in ihrer tiefſten Wurzel ſtets dieſen einen Grund: das unerſchütterliche Bewußtſein, daß ein zum Schaffen berufener, den Jahrhunderten gegenüber verpflichteter Genius vor allem ſich ſelbſt angehören müſſe, und ſich niemals an einen Menſchen, alſo auch nicht an ein Weib, wegſchenken dürfe. Es iſt gänzlich bedeutungslos, ob dies ſtets mit abſoluter Klarheit, gleichſam programmatiſch formuliert, vor Goethes Bewußtſein geſtanden habe — dies wäre ſogar eher etwas Störendes geweſen, hätte die Naivetät des Fühlens und Schaffens behindert —, aber es war der Lebensinſtinkt, der in Goethe wach war, der ihm ſein Handeln vorſchrieb. Weniger in ſcharf beſtimmter

Form, als in einem dichterischen Bild sprach dieses sich gelegentlich aus. Etwa in „Mahomets Gesang“:

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf,
Schlangewandelnd.

Solcher Verpflichtung blieb Goethe stetig eingedenk; sie war sein ungeschriebenes Gesetz. Und wenn er als alter Mann die Frau, die ihm vor vielen Jahren einen Sohn geboren hatte und ebensolang den Haushalt wacker führte und die ihm viele, viele Liebesstunden geschenkt und kürzlich erst mit heldenmütiger Geistesgegenwart das Leben gerettet hatte, wenn er die zu seiner legitimen Gattin erhob: so tat er es eben deshalb, weil die Erfahrung längst bewiesen hatte, daß diese freundlich ehrende Zeremonie ganz ohne tiefere Bedeutung sein würde und ihm seine fürstlich-freie Lebenshaltung weder gefährden noch einschränken könnte.

Eine Lili hingegen —!

Lili war keine Christiane Vulpius und hätte, wenn zur Gattin erhoben, sicherlich die Stellung einer Gleichberechtigten, im menschlichen Sinne Ebenbürtigen beansprucht — eine Stellung, die Goethe nicht zu vergeben hatte. Das hat er in seinem Unterbewußtsein stets gefühlt, ja man darf sagen: gewußt. Und darum hat er sicher im geheimsten Inneren auch gewußt, daß er Lili niemals heiraten werde — ganz einfach, weil er sie nicht heiraten

durfte! Indes rein-äußerlich war Goethe bis zur Leichtfertigkeit entgegenkommend; ja er konnte wohl gar, vorübergehend, bis zur Schwäche unaufrichtig sein. Unaufhörlich sprach man ihm vom Heiraten. Bald dieses bald jenes Mädchen sollte die sein, die ihn beglücken könnte. Innerlich, wir wissen's, widerstrebte er stets: aber sein äußerlicher Widerstand war nicht gerade heldenhaft. Man muß es aussprechen: er ließ sich treiben. Immer mit dem stillen Hintergedanken, sich im entscheidenden Augenblick jedenfalls aus dem Staube zu machen. Und selbstredend, wenn er sich denn schon einmal verloben sollte, dann wollte er es wenigstens mit dem Mädchen tun, das er unter allen allein wahrhaft liebte! Hat er wohl bedacht, daß er dieses Mädchen dadurch zu seinem Opferlamm bestimmte? „Bedacht" — gewiß nicht! Aber etwas Dumpfes trübte zuweilen seine reine Daseinsfreude, zog als Wolkenschatten über sein helles Bewußtsein. Und dann krampfte sich etwas schmerzlich in ihm zusammen. Die niedrigere Pflicht stand ihm wider die höhere. Und da gab's keinen Zweifel: die niedrigere, so weh es auch tat, mußte geopfert werden. Der Kopf mußte aus der Rosenschlinge, die ihn lind zu betäuben drohte, wieder herausgezogen werden.

Wir haben ein wenig vorgegriffen. Doch wollen wir jetzt die Geschehnisse wieder folgerichtig sich abspielen lassen. Alles kam, wie es kommen mußte.

Goethe war also schwer-verliebt. Und mit all seinen inneren Widersprüchen und Selbstquälereien sah er zunächst keinerlei Ausweg. Als wohlerzogener Frankfurter Bürgerssohn, als Sohn aus gutem Hause, konnte er sich über das, was ihm die nächste

Zukunft beſcheren würde, keinen Selbſttäuſchungen hingeben. Alles trieb einer Verlobung zu. Dieſe Entwicklung ſah er deutlich vor ſich. Am 25. März ſchreibt er an Herder: „Es ſieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schickſal hängt und die ich ſchon ſo lange in rotierender Oszillation auf und zu trille, ſich endlich knüpfen wollten. Übrigens machen mich mancherlei Umſtände ziemlich lahm, ohne mir doch den guten jungen Mut zu nehmen.“ Bevor es jedoch zum freudigen Abſchluß kam, waren noch mancherlei Hinderniſſe zu nehmen. Die beiderſeitigen Familien widerſtrebten. Hierüber iſt an früherer Stelle ſchon das Nötige geſagt worden; es braucht hier nicht wiederholt zu werden. Jedenfalls gab's allerhand zu ſchaffen, und vor allem ſuchte Goethe dahin zu wirken, daß er ſeiner Auserkorenen in den Kreiſen ſeiner Familie und Freundſchaft Sympathien erwerbe. Wir mögen dies etwa in den Briefen an Johanna Fahlmer verfolgen, dieſe rührige und vergnügliche Verwandte der Jacobis, die, fünf Jahre älter als Goethe, damals in Frankfurt lebte und ſo etwas wie eine allgemeine Vertrauensperſon war. Der ſchreibt er am 5. März: „Ich ging geſtern von ihnen grad nach Haus — von da — oho [d. i. zu Lili!] — Ich hoffe, Sie in unſeren Kreis zu ziehen, bei Gott, Tante, ganz übel kann's Ihnen nicht drin ſein — Lili iſt gar lieb und hat ſie herzlich wert.“ Dann, ein paar Tage ſpäter: „In mir iſt viel wunderbares neues, in drei Stunden hoff ich Lili zu ſehen . . . Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz, es wird euch beiden wohltun.“ Ferner, Anfang April: „Ja, Tante, ſie war ſchön wie ein

Engel, und ich hatte ſie in 4 Tagen nicht geſehn. Und, lieber Gott, wieviel iſt ſie noch beſſer als ſchön!“ Wie anheimelnd äußert ſich in dieſen Briefſtellen der gute liebe Menſch, den man bei dem jungen Umſturzgenie jener Tage in dieſer Weiſe kaum vermuten ſollte und doch gewiß nicht überſehen darf. Es zeigt ſich hier die Stimmung, aus der der Bräutigam erwuchs. Wie es dann endlich dazu kam, daß die Sache abgeſchloſſen wurde, hat Goethe ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt. Eine Jungfer Delph aus Heidelberg, eine tüchtige Geſchäftsfrau geſetzten Alters, die mit den Schönemanns in eifriger Verbindung ſtand und gern als Mittelperſon auftrat, nahm die Angelegenheit in die Hand und erwirkte beiderſeits die elterliche Zuſtimmung. „Sie tritt eines Abends zu uns“, erzählt Goethe, „und bringt die Einwilligung. Gebt euch die Hände! rief ſie mit ihrem pathetiſch gebieteriſchen Weſen. Ich ſtand Lili gegenüber und reichte meine Hand dar; ſie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.“ Der alte Herr, der dieſes Geheimnis der Welt verriet, konnte ſich nicht enthalten, ſchalkhaft hinzuzufügen: „Es war ein ſeltſamer Beſchluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wunderſamen Lebensganges doch auch erfahren ſollte, wie es einem Bräutigam zumute ſei.“

Man ſchrieb damals Mitte April 1775, und die gegenſeitige Bekanntſchaft zwiſchen den beiden Liebenden war ſomit genau dreiundeinhalb Monate alt. Goethe war in Lilis Familie bereits allſeitig ein-

geführt, und es begann jetzt ein doppelt reger Verkehr, der sich nicht bloß auf Frankfurt beschränkte, sondern, der schönen Jahreszeit entsprechend, auch auf das nahe, lieblich am Main gelegene Offenbach ausdehnte. Ein Onkel d'Orville und ein Onkel Bernard besaßen dort Landhäuser. Goethe selbst fand bei seinem Freunde André, einem Musikus, der ihm seine Singspiele vertonte, jederzeit Unterkunft. Außerdem war der junge Pfarrer Ewald, der um diese Zeit ein Weiblein freite, jederzeit ein willkommener Gesellschafter. Trotz der „unerträglichen Gesichter", über die der heißblütige Dichter sich seiner Belinde gegenüber beklagt hatte („Belinde" war Lilis zweiter modisch-ziervollerer Name), scheint der Verkehr mit den Onkeln und sonstigen Familienangehörigen ein recht lebhafter, ungezwungener und fröhlicher gewesen zu sein. Wenigstens was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von einer Geburtstagsfeier in Offenbach zu erzählen hat, klingt ganz heiter und gemütlich. Um Lilis verspätetes Eintreffen zu maskieren, veranstaltete man mit scherzhafter Improvisation, unter Goethes kundiger Regie, allerhand Bühnenspäße, die Personen und Zustände übermütig glossierten, alles darauf berechnet, die am späten Abend Eintreffende mit einem lustigen Brimborium zu empfangen. Wie diese polterabendartige Unterhaltung nun auch verlaufen sein mag, eines steht jedenfalls fest: Lilis siebzehnter Geburtstag, wie Goethe angibt, kann es nicht gewesen sein, was da gefeiert wurde. Denn an diesem Tage, einem 23. Juni, war Goethe in weiter Ferne, war in der Schweiz, auf den Höhen des Sankt Gotthard. Dieses war aber so gekommen.

Rein äußerlich lag nichts anderes vor, als daß zu Anfang Mai die beiden Brüder Stolberg, begleitet von ihrem Freunde Graf Haugwitz, in Frankfurt eingetroffen waren, sich in Goethe, wie dies beinahe schon zum guten Ton gehörte, verliebt hatten und ihm nun keine Ruhe ließen, bis er am 14. Mai, übrigens sehr gutwillig, mit ihnen südwärts aufbrach. Innerlich war aber freilich etwas mehr vor sich gegangen, das wir indes nur erschließen können. In den Briefen kriselt's wieder. Sie zeigen durchaus keine glückliche Bräutigamsstimmung — z. B.: „ich lebe wie immer in Strudelei und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens" (an Fräulein von Knebel) — und erwähnen das Ereignis der Verlobung entweder gar nicht oder bloß in vagen und dunklen Andeutungen. Jedenfalls ist ersichtlich, daß Goethe seine Neugier, einmal zu sehen, „wie's einem Bräutigam zumute sei", sehr rasch gestillt hat und dann die ganze Situation höchst schal und abgeschmackt fand. Dieses richtete sich natürlich nicht gegen Lili, sondern bloß gegen den öffentlichen oder halböffentlichen Zustand einer offiziellen bürgerlichen Verlobtheit. Bis dahin hatte der Jüngling sein stilles, heimliches Liebesglück gehabt, dem gegenüber er sich seine volle individuelle Freiheit zu wahren wußte. Jetzt aber, wie er's aufgefaßt haben mag, war er gleichsam ein Höriger geworden, war von der Gesellschaft eingeheimst und etikettiert. Nach einer guten Stelle sollte er sich umzusehen haben, die ihn und sein Weib, nicht zu vergessen die zu erwartende Nachkommenschaft, standesgemäß ernähren könnte. Da durfte es keine genialischen Extravaganzen mehr geben, diesem allem

soll er Valet sagen und sich in ein geordnetes Ganzes mit spießbürgerlicher Reputierlichkeit hineinfinden. Inzwischen aber hatte er als Liebender noch keinerlei Rechte, ja weniger als früher, denn er sah sich beobachtet und ummunkelt. Öffentlich aber hatte er Glückwünsche entgegenzunehmen und ein tugendhaftes Gesicht dazu zu machen. Daß ihm dies manchmal „zum Davonlaufen" erschien, ist begreiflich. Gewiß empfand er nicht anders wie sein „Erwin", der ja auch entflohen war — „weil ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenschaft ersticken wollte."

Diese aufreibende Folter der „zurückgetriebenen Leidenschaft" — sicherlich für einen sinnenfrohen jungen Dichter das Ärgste! — verlangte dann schließlich nach einer gewaltsamen Entladung. Und so lange er noch nicht fliehen konnte, gab's da nur eines: sich austoben in einem dreisten, blasphemischen Gelächter! Schon lange kochte die Wut in ihm. Warum sollte er nicht der ganzen Philisterbagage einmal endlich hohnvoll die Zunge herausstrecken?

So ersann er sich einen tollen und unverschämten Schwank und nannte ihn „Hanswursts Hochzeit". Ein mephistopheliſches Behagen macht sich darin breit und labt sich in cynisch-witzreichen Versen an allerhand Unflat und Ruchlosigkeit. Die Unverhülltheit der Natur und die Ungezähmtheit der Begierde werden kecklich ausgespielt wider landläufige Tugendverbrämung und Heuchelei. Hans Wurst und Ursel Blandine wollen heiraten. Aber sie sehen mit höchst unlustigen Empfindungen alle die pomphaften und dumm-zeremoniösen Herrichtungen zu ihrer Hochzeit. Was geht es sie an, daß fremde „Flegel" bei dieser

Gelegenheit gehörig zu „freſſen“ bekommen? Das Feſt findet doch einzig um ihretwillen ſtatt — und in dulci jubilo wollen ſie es ſelbzweit begehen, und ſei's auch auf dem Boden, zwiſchen Heu und Stroh! Aber überall lungert, als „Hochzeitsgäſte“ legitimiert, dieſe gräßliche Verwandtenſippe, dieſe ſo ehrbar tuende Vetternſchaft und Fraubaſenſchaft. Mit verwegenem Humor wird eine Liſte dieſer Leute aufgeſtellt, eine nicht enden wollende Liſte: zwar lauter Namen nur, doch die ſagen wahrlich genug! Man kann mit kurzen Andeutungen unmöglich cyniſcher ſein .... Ob Goethe dieſes ſo geiſt- als giftſprühende, blocksberghaft-übeldunſtige Produkt in jener Zeit jemandem gezeigt hat, wiſſen wir nicht. Im Alter aber grub er es in behäbiger Laune wieder aus, las es Eckermann vor, der ehrfürchtig-erſchrocken und wie verwirrt davon Notiz nahm, und verſagte es ſich nicht, dieſen geradezu polizeiwidrigen Jugendunglimpf in „Dichtung und Wahrheit“ einer ſchmunzelnd-liebevollen und recht eingehenden Beſprechung zu würdigen. Es iſt, als ſeien die allem Herkommen üppig trotzenden Empfindungen des in ſeinen Liebesbegehrlichkeiten gekränkten jungen Toren im alten Herrn vergnüglich wieder aufgewacht und hätten ſich, unter Gelächter, ihr Daſeinsrecht erkämpft.

Damals aber ging neben dem Übermut ſtets auch die Schwermut einher. Dieſe ganze Zwitterhaftigkeit des Empfindens hat Goethe, zwei Tage vor ſeiner Abreiſe, Herder gegenüber gebeichtet. Zwiſchen Spott und Weinen ſchrieb er ihm: „Meinen Ballen ſpiel ich wider die Wand und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glück-

Der junge Goethe.
Medaillon aus dem Jahre 1775 von Joh. Peter Melchior.
Im Schloſſe Tiefurt bei Weimar.

ſeligkeit und feſtem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näherzukommen, bin aber auf eine leidige Weiſe wieder hinaus ins weite Meer geworfen.“ Abſchiedslos ging er von dannen, wie ehemals von Käthchen, von Friederiken, von Lotten. Es galt, den Verſuch zu machen, wie weit es ihm möglich ſein werde, ohne Lili auszukommen . . .

Mit welchen Empfindungen Lili zurückblieb, hat niemand uns vermeldet. Wir ſind ja überhaupt über das Empfindungsleben des Mädchens in dieſer ganzen Zeit höchſt mangelhaft unterrichtet und lernen ſie eigentlich bloß aus den Reflexen kennen, die ſie bei anderen erzeugte, beſonders bei ihrem in all ſeiner Verliebtheit doch von Laune zu Laune recht wandelbaren Bräutigam. Es iſt indes mit großer Wahrſcheinlichkeit zu erſchließen, daß das Mädchen in dieſer ganzen Lage weit mehr innere Stetigkeit und Herzenszähigkeit bewieſen habe als der Mann. Hieraus allein würde ſchon hervorgehen, daß ihre äußere mondäne Haltung, mit ihren kleinen ſpitzen Neckereien und geſpielten Herzloſigkeiten, ihr wahres Weſen kaum berührte und jedenfalls ihre Liebe unerſchüttert ließ. Lili war wirklich beſſer als der Ruf, den Goethe ihr, bei oberflächlich Leſenden, gemacht hat. Als Dichter wußte er beredt zu künden, was er zu leiden hatte. Aber ob er dieſe Leiden nicht zum guten Teil ſich ſelbſt verurſacht habe: vor ſolcher Unterſuchung ſchreckte er doch wohl zurück.

Jedenfalls reiſte er — man kann nicht gerade ſagen: fröhlich, doch zunächſt auch nicht unfröhlich — mit ſeinen drei gräflichen Reiſebegleitern vorerſt nach Darmſtadt und von dort nach Mannheim, Karlsruhe und Straßburg. Nach rund drei Wochen war er in Emmendingen und blieb dort etwa zehn Tage bei Schweſter Cornelien, die daſelbſt mit dem badiſchen Oberamtmann Johann Georg Schloſſer, einem tüchtigen aber unfrohen Mann, ein etwas trübſeliges Eheleben führte. Mit Cornelien ſprach er auch viel über Lili; und die Schweſter riet ihm ziemlich unverhohlen, ein Ende zu machen. Sie ſah in der ganzen Verbindung kein Glück; Familienumſtände und Charaktere ſchienen ihr gar zu gegenſätzlich zu ſein. Indes Goethe, ſoviel er auch auf ſeine Schweſter gab, ſcheint ſich durch dieſe vielleicht etwas gewalttätige Art, ihm zu raten und ſich in ſein perſönliches Schickſal einzumengen, eher im entgegengeſetzten Sinne haben beſtimmen zu laſſen. Er ſchrieb aus Emmendingen an Johanna Fahlmer: „Noch, fühl ich, iſt der Hauptzweck meiner Reiſe verfehlt, und komm ich wieder, iſt's dem Bären ſchlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Tor. [Das hatte ihm offenbar die Schweſter klar gemacht.] Allein, drum bin ich's doch — und warum ſoll man auch das Lämpchen auslöſchen, das einem ſo artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert?“ Das klingt nicht ſehr nach feſtem Entſchluſſe. Und wenn Goethe auch von einem „Hauptzweck“ ſpricht, der bislang noch „verfehlt“ ſei, ſo darf man darin doch nicht einen im voraus beſtimmten Vorſatz erblicken, der unter allen Umſtänden erfüllt werden ſollte. Im Gegen-

teil, Goethe war ganz ohne bestimmten Vorsatz abgereist. Er war kein strammer preußischer Willensmensch. Er wollte vielmehr, mit ein wenig Neugier gegenüber sich selbst, aus den Zerstreuungen der Reise bei sich erforschen, wieweit es wohl möglich sei, sein innerstes Empfindungsleben von Lili abzulenken — allenfalls mit dem Wunsche, daß dieses gelingen möge. Es zeigte sich indes sofort, daß das Gelingen nur sehr mangelhaft sein würde. Die Gedanken des Reisenden schweiften unablässig zurück. Schon nach zwei Tagen schrieb er aus Mannheim an die „Tante" und erkundigte sich nach einer (dem Anscheine nach privaten) Aufführung von „Erwin und Elmire", die in Frankfurt stattfinden sollte. Das gilt ihm, offenbar wegen der mancherlei, den Eingeweihten verständlichen Anspielungen, als eine „Farce." Und dann entschlüpft's ihm, halb wider Willen: „Ob Lili drin war?" Und man fühlt's sofort, daß dies vor allem anderen ihn innerlich beschäftigte. Ja, wie mochte Lili dieses so seltsam indiskrete Theaterstücklein wohl aufnehmen? Was mochte sie über das nicht immer schmeichelhafte Spiegelbild wohl sagen, das ihr da entgegenblickte? „(Ich) Hoffe von der Vorstellung Erwins —", schreibt der unruhige Bräutigam abermals nach zehn Tagen. Doch was er hofft, sagt er nicht. Er sagt nur, daß „kein Wort als Autor" gemeint sein solle, und fügt geheimnisvoll andeutend hinzu: „Sie sind gut, liebe Tante, und der Himmel auch!" Also der Himmel wird die Sache hoffentlich recht gnädig fügen und die Tante einen glimpflichen Bericht darüber schicken — einen, der mit den Empfindungen eines Verliebten taktvoll rechnet.

„Alles iſt beſſer als ich dachte. Vielleicht weil ich liebe, ſind' ich alles lieb und gut," läßt er ſich's abermals entſchlüpfen. Dies alles liegt noch vor Emmendingen. In Emmendingen ſelber kam dann Johanna Fahlmers erſehnter Bericht. Schade, daß wir ihn nicht haben; er war gewiß ſehr intereſſant. „Danke herzlich, liebe Tante," ſchreibt ihr Goethe, „für die Nachricht des herrlichen Tragierens . . . Ihr Brief hat uns allen viel Freude gemacht, Sie haben's ſehr lebhaft gefühlt und ſehr dramatiſch erzählt." Dann folgt das früher ſchon gegebene Zitat: daß der Liebhaber ſein Lämpchen ſich nicht auslöſchen laſſen wolle.

Alſo der „durchgebrochene Bär", die „entlaufene Katze", wie Goethe ſich mit Galgenhumor nennt, irrt einigermaßen ziellos in der Welt herum, und kann ſich das Verliebtſein noch keineswegs abgewöhnen. Wenn nur mit der etwaigen Heirateret nicht zugleich auch die Pflicht, irgend ein Amt zu nehmen, verbunden wäre! Der Gedanke hieran erweckt dem Dichter ein ungeteiltes Grauen. Er ſah einmal, ſchon in der Schweiz, auf einem altertümlichen Ofen die bildliche Darſtellung eines Pferdes, das, mit dem Hinterfuß an einen Pfahl gebunden, ſoweit umhergraſt, als der Strick es ihm erlaubt. Sofort fällt ihm ein: „So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hauſe komme und mit Eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht tue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohlabgemeſſenen Unterhalt empfahe." (Briefe aus der Schweiz. 1. Abteilung, in die viele unmittelbare Niederſchriften aus dieſer Zeit hineingearbeitet ſind.) Man möchte glauben,

daß die Flucht vor dem Amt faſt ſtärker als die Flucht vor der Liebe den Dichter, wenn nicht in die Welt getrieben, doch jedenfalls darin feſtgehalten habe. Über ſein inneres Schwanken berichtet ſein Reiſebegleiter Fritz Stolberg: „Ob er [Goethe] noch weiter mit uns geht, weiß ich nicht: einesteils hat er große Luſt, nach Italien zu gehen, zum andern zieht ihn ſein Herz nach Frankfurt zurück.“ Es war eben alles zwieſpältig in ihm. Naturgefühl und Liebe ſtritten ſich um ſeine Seele — wie es in dem Vierzeiler ſich ausdrückte, den er „vom Berge in die See“ ſchickte:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär, was wär mein Glück?

Doch das ſchönſte Dokument dieſes Gemütszuſtandes erkennen wir in den herrlichen Verſen, die er (am 15. Juni) auf dem Zürcher See dichtete, als er „an ſeiner Nabelſchnur“ Nahrung aus der Welt ſaugte und rings die Natur ſo herrlich war, die ihn am Buſen hielt. Die Welle wiegte im Rudertakt den Kahn, und Berge, „wolkenangetan“, begegneten dem Laufe des ſchaukelnden Fahrzeugs. Da überkam ihn, ſchier mit Übermacht, die Erinnerung:

Aug, mein Aug, was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Lilis Bild war vor ihm erwacht. Doch mannhaft faßt er ſich und ſucht die Viſion zu verſcheuchen.

Weg, du Traum, ſo gold du biſt!
Hier auch Lieb und Leben iſt.

Und dann beginnen die Naturbilder wieder seine Sinne zu umgaukeln und ihn seinen verliebten Träumereien zu entziehen.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne.
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht.
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Der Dichter war also wieder einmal „stark" gewesen. Das heißt: er hatte eine berauschend schöne Gegenwart über die Sehnsuchtsbilder, die in seinem Inneren aufstiegen, Herr werden lassen. Und mutig setzte er den Stab weiter vorwärts. Erkletterte sogar den Gotthard und wollte von dort südwärts weiter absteigen in die gesegneten Fluren, die ihn nach Italien geleiten sollten. Aber da mit einem Male verließ ihn die Kraft des Entschlusses. Am 22. Juni war's, am Vortage von Lilis Geburtstag. Da stand er hoch oben auf der Paßhöhe und hatte das Land Kanaa seiner Jugend bereits zu seinen Füßen liegen. Aber plötzlich machte er kehrt — setzte den Wanderstecken in nördlicher Richtung wieder abwärts, und jetzt war's entschieden: er kehrte um! Lili hatte über Italien gesiegt.

Er hielt sich dann in Zürich noch eine Weile auf, wo er im Lavaterschen Kreise auf der Hinfahrt gute Freunde gefunden hatte, unter anderen jene Barbara Schultheß, die ihm später so kernfrische Briefe zu schreiben wußte und die uns die Abschrift von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung"

aufbewahrt hat. Als wahrer Herzenknicker wider Willen muß der von Lilis Bild wieder Beherrſchte damals in Zürich erſchienen ſein. So berichtet einmal Karoline v. Wolzogen an ihre Schweſter Schiller von einer Jungfer Magdalena Heß, die Goethe „nur einmal durch eine Tür geſehen und ſich gleich in ihn verliebt hätte, daß ſie ihn nicht hätte noch einmal ſehen mögen, da ſie eben verſprochen war.“ Und ein ganz reizendes unſchuldiges Abenteuerchen berichtet Goethe ſelber in den Briefen aus der Schweiz: Er war einmal abends in heiterer Geſellſchaft, und da wurde wieder das ſo beliebte Heirats-Spiel veranſtaltet. Namen von Männern und Frauen wurden in zwei Hüte geworfen und ſo die Ehen gegeneinander gezogen. Dieſe Ehen wurden dann in raſch improviſierten Verſen, meiſt neckiſch, beſungen, wobei ein junges Mädchen ſich durch Einfälle beſonders hervortat. „Ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig ſein — eine ſchlanke, zarte Geſtalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blaſſe Farbe, die bei Mädchen dieſes Alters eher reizend als abſchreckend iſt . . .; im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart.“ Dieſes Mädchen hatte ſich raſch zu dem Fremdling geſellt und gute Kameradſchaft mit ihm gehalten. Und als nun ſein Los gezogen wurde und keine Geringere ihm zur Lebensgefährtin beſtimmt wurde als die Kaiſerin von Rußland, da ging natürlich alsbald eine vergnügliche Dichterei los. Jenes Mädchen war zuerſt mit den Verſen fertig, wollte aber zuletzt leſen. Sie ließ alſo die anderen vorgehen und endlich kam es an ſie. „Sie holte tief Atem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ ſie, ſie las nicht, ſie liſpelte

es nur und legte es vor mich hin zu den andern: ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüten auf mich herunter schüttelte." Da hat Lili also doch wohl für ein paar Abendstunden verblassen müssen! Eine Liebe, die so spontan ihm entgegenblühte, nicht mit voller Seele zu genießen, dazu war ein Goethe nicht fähig. Jedenfalls hat das kleine Erlebnis sich ihm tief genug eingegraben, daß er es, schon manche Jahre später, mit so schönen Worten, wie wiedergegeben, erzählen konnte.

Doch durch solch vorüberhuschende, ungesuchte Episode war das in seinen Tiefen wieder aufgewühlte Gefühl für Lili in keiner Weise gefährdet, Goethe trug es jetzt in sich wie sein heimliches, innerst-lebendiges Glück. Mit allen guten Gedanken verband es sich ihm. Es konnte die Nähe selbst der erhabensten Empfindungen, der schwärmendsten Visionen vertragen, ohne daran zu zergehen. Vielmehr leuchtet es durch das mächtige Gewölk himmelhoch stürmender Gedanken wie ein freundlich blinkender Stern. Des Dichters eigenem Busen sollte sich dies in milde verklärter Weise offenbaren, als er, der Heimat sich bedeutsam nähernd, in Straßburg wieder Halt machte und nun, am Morgen des 13. Juli, allein das Münster bestieg. Da quoll aus ihm jener pindarisch-mächtige Monolog, den er „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" genannt hat. Eine gewaltige Welt- und Ich-Schau hebt an. Alle idealen Leitgedanken, die sein Leben bisher bewegten und es neu zu bewegen berufen sind, stärken sich in ihm.

Dazwiſchen geht, diskret angedeutet, eine geſunde, kräftig ſich regende Liebesſtimmung. Die Welt liegt vor ihm, „wie mit liebevoller Ahndung übertüncht“. Und jauchzend bricht es aus ihm hervor: „Wieviel Nebel ſind von meinen Augen gefallen, und doch biſt du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe!“ Und ſo ſteht er da, innerlich beſeligt: „hinabſchauend, ſchon überſchauend die herrliche Ebne, vaterlandwärts, liebwärts.“ Das Ganze iſt wie ein großes Gebet, in dem die Seele ſich ſammelt, in dem alles, was von Kraft und Liebe in ihr ſchlummert, gliederſtark ſich rührt, alles, was fähig iſt, ſie zu bewegen, einen neuen Glanz wie von Heiligkeit erhält; wo auch die menſchlich-reinen Empfindungen und zärtlich-keimenden Hoffnungen gleichſam einen Strahl der ewigen Sonne empfangen.

Auch der ſtärkſte Geiſt vermag ſolcherlei Stimmungen nicht dauernd feſtzuhalten. Aber an eines Begnadeten Seele gehen ſie darum doch keineswegs ſpurlos vorüber. Als Goethe am 23. Juli in Frankfurt wieder eintraf, war ſein Gefühl für Lili nicht nur nicht erloſchen, ſondern hatte eine Vertiefung und Abklärung erfahren.

Aber ein anderes iſt die träumende Phantaſie, ein anderes die Erfahrung der Wirklichkeit. Als Goethe Lili wieder gegenüberſtand, fand er da ſein tief gehegtes Sehnſuchtsbild in ihr vermenſchlicht? Und wenn er ihr Weſen beobachtete, wenn er ſie innerhalb ihrer Lebenskreiſe auf ſich wirken ließ, mochte er ſich da frei geſtehen: daß

dies es sei, was er gesucht habe? daß just an dieser Stelle er mit seinem Lebensschiff vor Anker gehen dürfe?

Der erste Eindruck kann nicht ungünstig gewesen sein. Es stellte sich heraus, daß Lili, die man während seiner zehnwöchigen Abwesenheit von ihm loszusprengen versucht hatte, sich nicht hatte erschüttern lassen, sondern treu und fest zu ihm hielt. Sie soll ihm damals sogar erklärt haben, sie würde ihm bis nach Amerika folgen, wenn sich in der Heimat die Verhältnisse nicht nach seinem Wunsch gestalten sollten. Gewiß hat dies auf Goethe Eindruck gemacht und seine Empfindungen glücklich beeinflußt.

Aber alsbald muß doch schon wieder jene seltsame Unruhe und Unstäte, die wir früher bei ihm zu beobachten hatten, ausgebrochen sein. Vermutlich hat er Lili zum erstenmal in Offenbach gegen Ende Juli wiedergesehen. Doch mehr als ein paar Tage hat er dieses Glück nicht zu ertragen vermocht. „Als ich wieder vor sie hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei", heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit'. Die „Mißhelligkeiten", die schon ehemals, hauptsächlich durch die Einmischungen Dritter, das Verhältnis störten, machten sich doppelt bemerkbar. Das Wiedersehen der „durch Vernunftgründe" getrennten Liebenden wurde „ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle". Seiner leidigen Gewohnheit nach ist der Dichter darum heimlich und jählings wieder ausgerückt. Sonntag den 30. Juli sitzt er bereits wieder in Frankfurt und schreibt in der Früh, zum Begleitchor der friedlich brummenden Kirchenglocken, an das Ehepaar d'Orville, bei denen

Nichte Lili zu Beſuch weilte, eine Art von Entſchuldigungsbrief in Verſen. Darin wird auch Lilis wiederholt, mit anmutiger Verliebtheit und unter Scherzen, gedacht. Mit Bezug darauf, daß der Dichter den Gottesdienſt ſich geſchenkt hat, heißt es:

Was tät ich in der Kirche gar?
Da ich ſchon einmal im Himmel war,
Ich Hand in Hand mit Engeln ſaß,
Mich in dem Himmelsblau vergaß,
Das aus dem ſüßen Auge winkt,
Drin Lieb und Treu wie Sternlein blinkt.
Was hör ich an des Pfarrers Lehr,
Die doch nicht halb ſo kräftig wär,
Als wenn ihr Mündlein lieb und mild
Mich über Fluch und Unart ſchilt?

Sollte vielleicht Lili, wie das Gretchen der Tragödie, ihren fauſtiſchen Verehrer mit kindlicher Frömmigkeit ein wenig katechiſiert haben? Das hat er gewiß in ſtiller Liebesrührung über ſich ergehen laſſen und erlaubt ſich nun eine neckende Anſpielung. Dann ſchmollt er gleich mit der Sonne, die ihm das Fernſein der Geliebten durch ihr goldenes Scheinen nur deſto mehr zum Bewußtſein bringt:

Was lachſt du, Sonne, da herein?
Ich bitte dich, laß mich allein!
Du lächelſt ihren Laden an*),
Der heut mir nicht wird aufgetan.
Aha! Du biſt ſo freundlich hier,
Blickſt durch die Ritzen ſchlau nach ihr,
Und meinſt, du hättſt wohl nie ſo ſchön
Da droben einen Engel ruhen ſehn.

*) Den Fenſterladen von Lilis Zimmer, den Goethe von ſeiner Studierſtube aus, über Dächer hin, erblicken konnte.

Dann werden einige Offenbachisch-d'Orvillsche Familienszenen munter beschrieben. Doch darauf heißt's wieder:

Frau Dorville, wo mag Lili sein?
Ist sie in ihrer Stub allein? –
Sie hat die Stirn in ihrer Hand,
Was ist ihr in dem Freudenland?
Soll das ein böses Kopfweh sein?
Oder ach! ist's etwan andre Pein?

Die Kinder sollen hingehen und sie trösten. Einzeln werden sie angeredet mit ihren Spitznamen:

Geh, liebes Mufti, ich bitte dich,
Klettr ihr auf den Schoß, küß sie für mich!
Scheich Daher, Hanne Buzzi du,
Küß ihr die Hand, laß ihr nicht Ruh,
Mach, Ali Bey, dich auch an sie,
Schmieg dich ihr liebend an das Knie.
Und Abu Dahab, komm getrollt,
Sei freundlich, bis sie sagt: Du Gold!
Dich herzlich auf dem Arme küßt
Und hoffend allen Schmerz vergißt.

Wie lieblich, wie innig, wie naiv! Derselbe Dichter indes, der solch heiter-freundliche Szenen mit liebendem Herzen sich auszumalen verstand, schreibt vierundzwanzig Stunden später an Gräfin Auguste Stolberg: „Wenn mir's so recht weh ist, kehr ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meilen von mir, meine geliebte Schwester. Gestern abend, Engel, hatt' ich soviel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief darüber ein, und heute früh ist 's wieder frisch mit dem Morgen. Beste, teilnehmende Seele, immer den Himmel im Herzen und nur unglücklich durch

die Deinigen! — Aber wie Du auch geliebt wirſt! — Ich muß noch viel herumgetrieben werden und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! — Das iſt immer ſo mein Traum, meine Ausſicht, durch viel Leiden. — Ich habe mich ſo oft am weiblichen Geſchlecht betrogen — o Guſtgen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug tun könnte! — Ich will ſchweigen — Hören Sie nicht auf, auch für mich zu ſein."

Welche wahre, verlangende Sehnſucht nach ſchweſterlich-zärtlicher Liebe! Welch echtes Seelenbedürfnis, ſich auszuſprechen, ſich anzuſchmiegen, ſich anzuvertrauen! Was war inzwiſchen vorgegangen? Wieſo hatte er ſich wieder mal am weiblichen Geſchlecht betrogen? Wir wiſſen es nicht.

Aber ſicher iſt doch wohl, daß die idealiſche hochgeſpannte Forderung einer phantaſiebelebten Liebe, wie ſie auf dem Straßburger Münſter des Dichters Herzen entkeimt war und ſich allen hohen Gedanken zwanglos zugeſellt hatte, durch Lili, das ſüße, ahnungsloſe, noch kindhaft-eitle und kindhaft-oberflächliche Geſchöpf, nicht hat befriedigt werden können. Und wir gedenken des grundlegenden tragiſchen Geſtändniſſes, das der Dichter ein paar Jahre ſpäter in den Schoß ſeiner verſtehenden Weimaraner Freundin geſtammelt hat: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealiſchen Wunſch gehabt, wie ich geliebt ſein möchte — und habe die Erfüllung immer im Traum des Wahnes vergeblich geſucht." Wenn je etwas, ſo kam dieſes Wort aus den Tiefen von Goethes Mannesſeele. „Wie ich geliebt ſein möchte!" Welche Überſchwenglichkeit mochte das Dichterherz, wie ſpäter etwa Heinrich von Kleiſt, darunter begriffen

haben! Und wie hätte eine Lili, die aus ihrer Puppenstube noch kaum zum wahren Leben erwacht war, mit all ihrer Süßigkeit, Koketterie und angelernten Versailler Weltläufigkeit wohl diesem Sehnsuchtstraum Gestalt leihen können? Ob Auguste Stolberg es gekonnt hätte? Es gab wohl Augenblicke, wo die Dichterphantasie sich dieses vorspiegelte; wo sie in der niegeschauten „Schwester" zugleich die idealische Geliebte zu finden wähnte. Gewiß schrieb ja auch „Gustgen" sehr schöne, gefühlvoll stilisierte Briefe und konnte darin so mancherlei sagen, worüber eine Lili schwieg. Den Dichter reizte es dann unwiderstehlich zu Vergleichen — und Vergleiche sind immer ungerecht.

Und so beginnt denn wieder, nur gesteigert, jenes fatale Hinundherwogen der Stimmungen, das wir aus der Zeit vor der Schweizer Reise bereits kennen. Die Entwicklung, die zum schließlichen Auseinandergehen führen mußte, ging unerbittlich ihren Weg. Aber die einzelnen Stationen waren sehr verschiedenartig, oft schmerzlich und qualvoll, oft rosenumwunden. „Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen Tage ich trübe, ich!" sitzt er schon wiederum und schreibt schon wiederum — an Gustgen Stolberg. „Vergebens", klagt er, „daß ich drei Monate in freier Luft herum fuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog . . . Lang' halt' ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort." — Und immer wieder Gustgen, die ihm helfen soll! Wenn die Not am größten, ruft er sie flehend im Geiste an! Doch dann ergreift ihn plötzlich die Situation

rings umher, und er muß ſie ihr beſchreiben. „Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld . . . Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeſchickten Turm, das jetzt für mich ſo leer iſt als mit Beſemen gekehrt, da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terraſſe auf den Main hinunter. — Und auf dem Tiſch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hangt da, viel Schachteln und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — — Ich darf bleiben, ſie will ſich drinne anziehen. Lili war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich ſchriebe. Ich ſagt's ihr." Alſo die beiden Lieben, die geiſtige und die menſchliche, gehen wie zwei legitime Erſcheinungen nebeneinander her und grüßen einander wohl unterwegs. Dies klingt einigermaßen an das Motiv von „Stella" an, trägt aber gradeſo wie dieſes die Unmöglichkeit des Beſtandes in ſich ſelbſt. Unterſchrieben iſt dieſer Brief: „Der Unruhige", gleichſam als Siegel auf das zwiſchendurch untergelaufene Geſtändnis: „Hundertmal wechſelt's mit mir den Tag." — Welch eine ungeheure Geſundheit muß doch in Goethe geweſen ſein, daß er eine derartige nervöſe Kriſe mit ihren immerwährenden Zuckungen ſchließlich ſo wohlbehalten überſtand.

Entzückte Verliebtheit, die ihn an die Stelle bannt, und das mahnende Dichtergewiſſen, das ihn fliehen heißt, liefern einander unausgeſetzt in ſeinem Innern förmliche Schlachten. Einmal ergeht's an

Lavater voll inniger Besorgnis: er möge für Lili „etwas in Versen“ machen, das sie im Guten stärke und erhalte. „Du kannst Gut's tun und du willst“ — mit der angehängt verliebt-stolzen Mitteilung: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich — du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen!“ Ein andermal, nur ganz wenige Tage später, heißt es in total veränderter Tonart, freilich an Merck: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken ... Magst meinem Vater klärlich beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herum zu gondolieren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen“ — welch letztere Bemerkung sich auf Advokatur und Amtsversorgung bezieht.

Lilis unmittelbare Nähe, die ihn sinnlich berückte und seelisch bedrückte, scheint ihn mit der Zeit allzusehr aufgeregt und hierdurch gelähmt zu haben, so daß er ab und zu Offenbach verlassen und wieder hinüber nach Frankfurt gehen mußte. Von dort aus fand er einmal, in einem Brief an Frau d'Orville, für seinen Gemütszustand einen äußerst drastischen Vergleich. Er sandte nämlich an Lilis jugendliche Tante einen Käse und bemerkt dazu: „Der Kerl ist wie ich. So lange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, sind wir feste tapfre Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wie ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube.“ Aber lange hält

er's in der Eisgrube doch nicht aus. Dann fror ihn wieder nach der Sonne, um alsbald, von deren Strahlen versengt, aufs neue einer Art von Auflösung entgegenzugehen. Dann sitzt er bald wieder da und schreibt an eine auswärtige Freundin. Und wenn's nicht an Auguste Stolberg ist, so ist's an die Berliner Dichterin, die Karschin: „Geschrieben hab ich allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts . . . Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland . . . Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn, unter gewissen Umständen, kann und darf ich heute nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur dran im Neglischee [Lili], die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürpft." Ob's ihm in diesem Augenblick wohl lieber gewesen wäre, wenn sie ihn mit Augen angeblickt hätte? Ich fürchte, er hätte „der Männer Schlappsinn" nur desto heftiger empfunden. Weder Lilis Liebesbezeugungen noch ihre Kälte vermochte er jetzt zu ertragen, soweit war es schon mit ihm gekommen. Wenn er Lili einmal in einem Zeitpunkt traf, wo sie anderweitig beschäftigt war und ihn darum „so ganz entbehren konnte"; dann ist ihm gleich das Herz „wie gemangt", und er macht sich eilig fort (Brief an Rahel d'Orville). Dazu kam dann aber noch die Eifersucht, zumal als um die Zeit der Messe wieder die vielen Verwandten sich blicken ließen und nun natürlich von allen Seiten dem schönen Mädchen höchst ungeniert den Hof machten; die Alten am zudringlichsten, weil sie verbriefte Rechte zu haben glaubten. Unter solchen Eindrücken ist

wahrſcheinlicherweiſe das meiſtberedete Lili-Gedicht, „Lilis Park“, entſtanden, (wofern es nicht, wofür auch einige Anhaltspunkte ſprechen, ſchon vor die Schweizer Reiſe zu ſetzen iſt).

Mit einer höchſt aparten und durchaus künſtleriſchen Miſchung von phantaſievoll-graziöſem Humor und plump-ärgerlicher Verſtimmtheit wird in dieſem Gedicht Lili als eine Art Circe hingeſtellt, die ihre Liebhaber und Anbeter zwar nicht in Schweine verwandelt, dafür aber als höchſt mannigfaltiges Getier, zumal Geflügel, bereits vorfindet und um ſich verſammelt. Und alle dieſe Tierlein ſind wie dreſſiert und huldigen ihrer ſchönen Gebieterin.

Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.

Und unter dieſen Tieren allen

hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht
Und mit den andern zahm gemacht.

Nicht zu fragen, wer der Bär iſt. Der Verliebteſte von allen nur kann es ſein. „Ich hätte mein Blut gegeben, um ihre Beete zu begießen“, heißt es mit exaltierter Beteuerung. Und ſo wird dann geſchildert, wie der eiferſüchtig-wütige Bär, wenn er das Geflatter und Geſchnatter der anderen Menagerie-Tiere bemerkt, brummend davonlaufen will und doch immer wieder umkehrt, unwillig-dienſtbereit. „Ich ſträube

meinen borſtigen Nacken, zu dienen ungewöhnt.“ Er glaubt ſich allſeitig verſpottet, weint und wälzt ſich in klagender Not:

Auf einmal! Ach es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich hör' die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blütevoll,
Ach, ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo zu ihren Füßen liegt das Tier.

Mit treuherziger Selbſtverſpottung bringt ſo Goethe ſeine eigene hochgehaltene Perſon in die läppiſche Figur eines entlaufenen und widerwillig bezwungenen Bären: das Bild trat uns, flüchtig angedeutet und mit anderen untermiſcht, ſchon in Briefſtellen von der Reiſe her entgegen. In dieſem Gedicht findet es ſeine virtuoſe Durchführung, und Lili übernimmt die Rolle der kindlich-lieblichen und übermütigen, freilich auch ein wenig quälluſtigen Bärenbezwingerin. Ach, und wie wird dem Bären ſo ſeltſam wohl dabei:

Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſein.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag,
Ganz ſachte heb' ich mich und ſchmiege mich verſtohlen
Leis an ihr Knie; am günſtgen Tag
Läßt ſie's geſchehn und kraut mir um die Ohren
Und patſcht mich mit mutwilligderbem Schlag;
Ich knurr, in Wonne neugeboren.

Dann fordert ſie mit ſüßem eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh, la menotte!*)
Et faites Serviteur
Comme un joli Seigneur!
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen,
Es hofft der oft betrog'ne Tor;
Doch will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

So lag alſo der über Deutſchlands Grenzen hinaus gefeierte Dichter, der Mann ‚le plus dangereux pour le coeur d'une femme', unrühmlich-untertänig vor dem modiſch beſchuhten Füßchen einer hübſchen ſiebzehnjährigen Blondine und ließ die Zuchtpeitſche über ſich ſauſen. Es war ihm zugleich ſelig und ingrimmig dabei zumute. Bald leckt er verzückt den Balſam-Honig von den Fingerſpitzen ſeiner holden Beherrſcherin; bald blickt er ſchaudernd und mit ſtillen Schmerzen umher, wie er wohl entſpringen könne. Soll er warten, bis es den Göttern gefallen wird, das „dumpfe Zauberwerk" zu beenden, und ihnen dann für ſeine Befreiung danken? Oder darf er noch ſich ſelber vertrauen? Er hofft auf dieſes.

Nicht ganz umſonſt reck ich ſo meine Glieder,
Ich fühl's! Ich ſchwör's: noch hab ich Kraft!

Alſo, mit der Verkündigung des Entſchluſſes, daß der Bär ſeine Ketten zerreißen werde, endet dieſes wunderliche, halb realiſtiſch-kühne, halb märchenhafte Poem. Es verrät, daß die Dinge reif zur Entſcheidung ſind. Und uns liegt nun ob, dieſe letzte Etappe an den überkommenen Zeugniſſen zu verfolgen.

*) Die Pratze her!

Wiederum hilft uns vor allem ein Brief an Auguſte Stolberg. Der längſte diesmal, den Goethe ihr geſchrieben, und der ſich tagebuchartig, alle wechſelnden Stimmungen genau widerſpiegelnd, vom 14. zum 19. September hinzieht und damit die entſcheidende Kriſe beleuchtet. Er möge bruchſtückweiſe hier folgen.

„Heut bin ich ruhig", heißt es im Anfang. Doch gleich dahinter: „Da liegt zwar meiſt eine Schlange im Graſe. Hören Sie, ich hab' immer eine Ahndung, Sie werden mich retten aus tiefer Not, kann's auch kein weiblich Geſchöpf als Sie . . ." Er ſpinnt daran eine Träumerei, wie er nach „Coppenhagen" kommt, bei der Freundin ins Zimmer tritt, mit Tränen zu ihren Füßen ſinkt und ausruft: „Guſtgen, biſt du's? — Es war eine ſelige Stunde, da mir das lebendig in Kopf und Herzen war." — Sie hat ihm etwas über Lili geſagt, wohl, daß dieſe ihn nicht recht verſtehe. Und er gibt zu, es iſt „ganz wahr". Fährt aber unmittelbar fort: „Unglücklicherweiſe macht der Abſtand von mir das Band nur feſter, das mich an ſie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles ſagen. Es geht mir zu nah, ich mag keine Erinnerungen." Aber er macht ſich Skrupel: „Da ſprach's auf einmal in mir: ſollt's nicht übermäßiger Stolz ſein, zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und ſo erkennend liebte? erkenn' ich ſie vielleicht auch nicht? und da ſie anders iſt wie ich, iſt ſie nicht vielleicht beſſer?" Dann folgen Gutenachtgrüße an Guſtgen. Und er fragt ſich, ob er nicht vielleicht verliebt in ſie ſei. „Wie wollt' ich, du könnteſt nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in

deinem fühlen. Bei Gott, was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und schnell und nur dir vernehmbar.“ Und nochmals „Gutenacht!“ — Dann am folgenden Tag, kommt er nach Tisch gleich gelaufen, ihr zu sagen, was ihm drüben in der anderen Stube durch den Kopf fuhr: „Es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb wie Gustgen.“ Da haben wir also wieder den „idealischen Wunsch“, wie er geliebt sein möchte; und gewiß war es wiederum ein „Traum des Wahns“. Aber er ist jetzt glücklich dabei. — Es werden Maskenballpläne erörtert, die indes nicht realisiert werden, weil Lili das Fest nicht besucht. „Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin und eines Mädchens Herz pp.... Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehn, die acht Tage her.“ Nach fatalen Träumen gibt's jetzt ein freundliches Erwachen und eine leichtere Stimmung. Er glaubt die Zusicherung empfangen zu haben, daß er „gerettet“ werde. Und er wird Gustgen kennen lernen und sehen — „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt.“ Also wiederum: daß er sich von Lili zu wenig geliebt und verstanden fühlt. Doch auch in seinem eigenen Empfinden und Verhalten ist etwas Herablassendes. Er spricht davon, Lili eine kleine Freude zu machen, indem er unter Menschen geht — er ist zur Zeit in Frankfurt. „Trieb mich nach Tische, spaßend, närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen.“ Also es ist schon ein ausgesprochenes Meiden und Ausweichen. Ja, es ist schon ein

Suchen nach anderen Zerſtreuungen. Aus Offenbach heißt es: „Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädel, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein ſeltſam Geſchöpf iſt.“ Dieſes Offenbacher Mädchen, das Goethe vor Antritt der Schweizer Reiſe mit den beiden Stolbergs beſuchte, war eine Mamſell Lotte Nagel, eine Nagelſchmiedstochter, die in einer ärmlichen kellerartigen Wohnung hauſte, deren Wände mit den Schattenriſſen ihrer genialiſchen Freunde geſchmückt waren. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe Lotte Nagel in den letzten Frankfurter Monaten Goethen immer werter wurde und daß das Briefgedicht „An Lottchen“ (‚Mitten im Getümmel mancher Freuden‘) von der Schweiz aus an ſie gerichtet wurde. Dies hier nebenbei, weil die Figur des Mädchens in dem Briefe an Auguſte Stolberg flüchtig auftaucht. — So tauchen auch Fauſt-Beziehungen plötzlich auf, die Ratt im Kellerneſt: „Mir war's in all' dem wie einer Ratte, die Gift gefreſſen hat, ſie läuft in alle Löcher, ſchlurpft alle Feuchtigkeit, verſchlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerſtes glüht von unauslöſchlich verderblichem Feuer“ — „als hätt ſie Lieb im Leibe“, erläutert das freche Studentenlied in Auerbachs Keller. Und ſo ſteht denn auf einmal die Liebſte wieder vor des Dichters Seele. Er erinnert ſich, daß Lili vor acht Tagen in Offenbach war und fügt ſehr geheimnisvoll hinzu: „Und in dieſer Stunde war ich in der grauſamſt-feierlichſt-ſüßeſten Lage meines Lebens ... O Guſtgen, warum kann ich nichts davon ſagen? Warum? Wie ich durch die glühendſten Tränen der Liebe Mond und Welt ſchaute

und mich alles ſeelenvoll umgab. Und in der Ferne das Waldhorn und der Hochzeitsgäſte laute Freuden. [Pfarrer Ewald heiratete damals.] Guſtgen, auch ſeit dem Wetter bin ich — nicht ruhig, aber ſtill — was bei mir ſtill heißt, und fürchte nur wieder ein Gewitter, das ſich immer in den harmloſeſten Tagen zuſammenzieht und — Gute Nacht Engel. Einzigſtes, einzigſtes Mädchen — und ich kenne ihrer viele — — —" Dann vor der Rückkehr in die Stadt: „O Guſtgen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seeligkeit, die Menſchen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft [Guſtgen!] und überſpannten Sinnlichkeit [Lili!] himmelauf und höllenab getrieben werden?" — Noch denſelben Abend ſchreibt er dann aus Frankfurt: „Lili heut nach Tiſch geſehn — in der Komödie geſehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los! O Guſtgen — und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da ſie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!" Drängt ſich im Schwarm und läßt ſich treiben, — das Steuer in der Hand. „Doch bin ich geſtrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab. Heut früh regt' ſich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen." Geht aber dann doch, einem anderen „ſüßen Geſchöpfe" zuliebe auf einen Ball, den Lili nicht beſucht. Fühlt, „daß mitten in all dem Nichts ſich doch wieder ſo viel Häute von meinem Herzen löſen . . . mein Innerſtes immer, ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit ... ausſtößt." Noch ein Gutenacht,

ein Addio und ein Amen — dann geht dieſer abſonderliche, ſeelenenthüllende Brief auf die Reiſe.

„Wär ich das los!“ und „Ich kann von dem Mädchen nicht ab!“ — das ſchlingt ſich noch immer durcheinander. Und doch muß jeder ſpüren, daß dieſe Liebe jetzt kopfüber ihrem Ende zuſtrebt. In den nächſten Tagen ſchon muß es geweſen ſein, daß es zwiſchen den Liebenden zum Bruche kam. Vielleicht nicht mit einer offiziellen Erklärung; aber doch ſo, daß beide wußten, jedenfalls unbezweifelbar fühlten: es iſt aus! Ein um dieſe Zeit geſchriebener Brief an Johanna Fahlmer ſcheint das Ereignis zu enthalten, trotz oder grade wegen ſeiner Verſchwiegenheit. Goethe hat der „Tante“ ſchreiben wollen, möchte aber doch lieber mündlich mit ihr ſprechen — wohl weil es Dinge betraf, die nicht in die Feder wollten. „Ausgeſtanden hab' ich die Woche ſchrecklich von allen Seiten, aber auch widerſtanden! Weiß Gott!“ Aber nun iſt's mit ſeiner Kraft offenbar zu Ende. Auch körperlich wirft's ihn nieder, und die Sehnſucht wacht wieder in ihm auf, wie ehemals in Kindertagen im Hauſe ſeiner Eltern ein gutes Daheim zu haben und mit ſeinen Nächſtſtehenden ruhig und zutraulich ſprechen zu können über Vergangenes und Zukünftiges. „Bin bis zehn Uhr im Bett liegen blieben“, meldet er am 28. September an Lavater, „um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottloſe Geſchwarme der Tage her ganz zerflittert hat. Vater und Mutter ſind vor's Bett gekommen, es ward vertraulicher diskuriert, ich hab' meinen Tee getrunken, und ſo iſt's beſſer. Ich hab' wieder ein

Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt.“ Das ist die Ruhe nach dem Sturm. Und der Dichter sucht jetzt, nach all den vielen Drangsalen, die Ruhe für sich auszunützen. Er flüchtet sich in den „Egmont“ und in den „Faust“. Und derweile webte das Schicksal selbst für ihn ein neues Gespinst. Die Aussicht, nach Weimar zu übersiedeln, verdichtete sich mehr und mehr und ward bald feste Verabredung. Goethe harrte vom Oktober ab bloß noch des Hofwagens, der da vorfahren sollte, um ihn fortzuführen.

Was war aber nun eigentlich vorgegangen, um die Liebenden derart auseinanderzutreiben? War das verdrießliche Ende — abgesehen von seiner inneren geschichtlichen Notwendigkeit — bloß eine Folge jener Kette von Verstimmungen und launenhaften Widersprüchen, wie sie in den Briefen sich niedergelegt finden? Wohl nicht ausschließlich. Auch die Außenstehenden hatten, wie stets in solchen Fällen, ihr Teil Arbeit getan, um den Liebesbund wieder zu sprengen. Erinnern wir uns, daß die beiderseitigen Familien von Anfang an widerstrebt hatten und wohl stets nur lau bei dieser Verbindung zugegen waren. Für Vater Goethe, der immer noch an sein Fräulein Münch dachte, war Lili die „Staatsdame“; und Schwester Cornelie, deren den Bruder vergötterndes Herz, in seinen Besitzrechten bedroht, von seltsamsten Eifersuchtsstürmen durchwühlt wurde, schrieb aus Emmendingen „wahrhaft schmerzlich mächtige Briefe“, die mit immer kräftigerer Ausführung stets denselben Text verfolgten: daß die Verlobung zu lösen sei. Von Schönemannscher Seite war der Widerstand natürlich nicht geringer. War doch Lilis Mutter als eine

„praktiſche, von allem ſich Rechenſchaft gebende Frau“ nach den Mitteilungen ihres Sohnes Friedrich durchaus der Überzeugung, daß Goethe, „ungeachtet ſeines hohen Geiſtes und ſeiner glanzvollen Eigenſchaften, nicht der Mann geweſen ſei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können“. So dachten auch die meiſten anderen ihrer Umgebung. Und dieſe Leute begannen jetzt Goethes „Vergangenheit“ zu durchſtöbern, und ſo waren ſie ihm auch auf die Friederiken-Affäre gekommen, die ja, ſo poetiſch ſie uns heute im Lichte der Goethiſchen Darſtellung aus „Dichtung und Wahrheit“ anmutet, doch immerhin ihr Fatales hatte und einer garſtigen Ausdeutung fähig war. Goethe wird ja, als er Lili in vertrauten Stunden von ſeinem Leben erzählte, gewiß Friederikens Liebe nicht verſchwiegen haben. Aber ob er „alles“ gebeichtet hat, mag freilich dahinſtehen. So war es denn gewiß möglich, das liebe arme Mädchen mit peinvollen „Enthüllungen“ aufzuregen, die dann zu unangenehmen Auseinanderſetzungen führten. Dies war, wie es ausdrücklich heißt, der „Gnadenſtoß“, der ihr verſetzt wurde. Wer derjenige iſt, der ſich ein beſonderes Verdienſt um die gegenſeitige Verhetzung der Liebenden erwarb, wiſſen wir nicht. Wir kennen bloß die Notiz, die ſich Goethe für eine etwaige Fortführung oder Ausarbeitung von „Dichtung und Wahrheit“ gemacht hat: „Ein Freund ergreift die Gelegenheit zu geheimen Geſprächen. Er ſtellt den Liebenden vor die Schwierigkeit der Verbindung. Ob im Auftrag oder in eigenem eiferſüchtigen Triebe, blieb unentdeckt. Wahrſcheinlich betrieb er dasſelbige Geſchäft bei ihr.“

Es bedarf keiner Versicherung, daß bei beiden Liebenden der schließlich errungene Verzicht ein äußerst schmerzlicher war. Trotz all der Unstimmigkeiten und Reibungen war die gegenseitige Neigung ja groß, war in gewissem Sinne elementar gewesen. Von Lilis Zustand haben wir keine andere Darstellung als die Aussage, die viele Jahre später ihre Tochter, in der unverhohlenen Absicht, die goethische Schilderung von Lilis Gefallsucht nachträglich zu entkräften, gegeben hat. Möglicherweise liegen immerhin Erzählungen der Mutter zugrunde, wenn es ausdrücklich heißt: „Ma mère se résigna avec la même fermeté de coeur qu'elle avait mise à défendre son amour, mais son renoncement fut suivi d'une douleur dont Dieu seul a pu savoir la profondeur." Goethe selbst aber hat uns das Weh jener Tage poetisch überliefert, indem er das folgende erinnerungsschwere Gedicht darauf bezieht:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging.
Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnungsvoll die Seele schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Minder ſentimentaliſch, in den Farben glühender und an Gefühlsgehalt gewiß nicht ärmer, ſind die nicht ſo bekannt gewordenen kunſtvoll-ſchönen Verſe, die „Im Herbſt 1775“ überſchrieben ſind:

Fetter grüne, du Laub,
Das Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf.
Gedrängter quillet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller.
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle,
Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Tränen.

Wir glauben den Dichter in Offenbach an ſeinem Fenſter ſtehen zu ſehen, ſich verſenkend in den Rauſch der vor ihm liegenden Herbſtlandſchaft und dann mitten im ſchauenden Glücksgefühl jählings und mächtig überwallt von einem ſonderbar tiefgründigen Erſchüttertſein, in dem der Schmerz über den erlittenen Verluſt und das unzerſtörbare Lebensgefühl der ihm innewohnenden Liebeskraft geheimnisvoll-ſchillernd einander durchdringen.

Wie dann der mit halbem Bewußtſein ſchon auswärts lebende, offiziell in Frankfurt bereits verabſchiedete Dichter durch Schickſalslaune noch etwa einen Monat lang daheim in ſtiller Verborgenheit zurückgehalten wurde und wie unruhig

er dies ertrug, das hat uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ mit großer Lebhaftigkeit geſchildert. Uns intereſſiert hier vor allem die Stelle, die ſich auf den letzten verſtohlenen Abſchied von Lili bezieht: „In einen großen Mantel gehüllt, ſchlich ich in der Stadt umher, an den Häuſern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und verſäumte nicht, auch an Lilis Fenſter zu treten. Sie wohnte im Erdgeſchoß eines Eckhauſes, die grünen Rouleaus waren niedergelaſſen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze ſtanden. Bald hörte ich ſie zum Klaviere ſingen; es war das Lied ‚Ach, wie ziehſt du mich unwiderſtehlich!‘, das vor nicht ganz einem Jahre an ſie gedichtet ward. Es mußte mir ſcheinen, daß ſie es ausdrucksvoller ſänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verſtehen; ich hatte das Ohr ſo nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem ſie es zu Ende geſungen, ſah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaus fiel, daß ſie aufgeſtanden war; ſie ging hin und wieder, aber vergebens ſuchte ich den Umriß ihres lieblichen Weſens durch das dichte Gewebe zu erhaſchen. Nur der feſte Vorſatz, mich hinwegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beſchwerlich zu ſein, ihr wirklich zu entſagen, und die Vorſtellung, was für ein ſeltſames Aufſehen mein Wiedererſcheinen machen müßte, konnte mich entſcheiden, die ſo liebe Nähe zu verlaſſen.“

Und dann gab es noch einen allerletzten Abſchied, in der Frühe des 30. Oktober, morgens ſechs Uhr, als Goethe zu ſeiner Reiſe aufbrach. Er notierte darüber in ſein Tagebuch: „Am Korn-

markt [wo Lili wohnte] machte der Spenglersjunge raſſelnd ſeinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war ſo was Ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht' ich, wer doch — Nein, ſagt ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtnis hat, ſollte niemand beneiden. — Lili, adieu, Lili, zum zweiten Mal! Das erſte Mal ſchied ich noch hoffnungsvoll, unſere Schickſale zu verbinden! Es hat ſich entſchieden — wir müſſen einzeln unſre Rollen ausſpielen. Mir iſt in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, ſo verworren es ausſieht — Adieu —." Dies wäre dann alſo der Abſchluß. Doch bei dem Goethe jenes Jahres gibt es immer noch eine unerwartete Überraſchung. Unmittelbar hinter dieſen in ihrer männlichen Gehaltenheit ergreifenden Worten ſteht folgender Eintrag: „Und du! — wie, wie ſoll ich dich nennen? Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume ſollſt du heißen! — Wie nehm ich Abſchied von dir? — Getroſt! denn noch iſt es Zeit! — Noch die höchſte Zeit. — Einige Tage ſpäter! — und ſchon — O lebe wohl — Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unſchuldiger Schuld zu winden — —". An wen ſind dieſe ſchwerverſtändlichen Worte gerichtet? An Lili gewiß nicht. Sie ſtehen in einem zu deutlichen Gegenſatz zum Vorhergehenden. Alſo an wen? Man hat an das Offenbacher Mädchen gedacht, an Lotte Nagel in ihrer ſtillen Kellerwohnung. Und es bleibt kaum eine andere Deutung übrig. Dann hätte dieſe Lotte für Goethe eine weit tiefere Bedeutung gehabt, als man bis jetzt geahnt hat —

für den Goethe, der damals ſo eifrig am „Fauſt“ ſchrieb! —

Und ſo bleibt denn bis zuletzt dieſe Zeit rätſel- und widerſpruchsvoll. Und wir müſſen Goethe voll zuſtimmen, wenn er dieſe ganze Periode in einem Briefe an Bürger, vom 18. Oktober, wie folgt, charakteriſiert: Es ſind ihm „die zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchten drei Vierteljahren, die ich in meinem Leben gehabt habe. Was die menſchliche Natur nur von Widerſprüchen ſammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie ſoll ich ſie nennen? zum Neujahrsgeſchenk von 75 gereicht. Zwar war die treffliche Anlage ſchon mit dem Patengeſchenk gemacht, und ſo geh alles ſeinen Gang! Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott!“

Gott wußte, daß es einem gewaltigen und glanzvollen Aufſtieg entgegen ging.

Lili, von Goethe verlassen, scheint in der ersten Zeit noch nicht völlig alle Hoffnung aufgegeben zu haben, daß eine Wiedervereinigung vielleicht werde zustande kommen können. Sie hat möglicherweise sogar mit ihm korrespondiert, jedenfalls indirekt durch ihre Tante Rahel d'Orville, die die Verbindung mit Goethe aufrecht hielt, von ihm vernommen. Und sollten nicht auch die Gedichte sie erreicht haben, die Goethe in den ersten Weimarer Monaten noch der Erinnerung an seine Liebe gewidmet hat? Wenn sie aber spürte, daß sie im Herzen des Dichters weiterlebte, wie hätte sie dann nicht hoffen sollen, daß noch einmal alles gut werden könne! Da las sie, wie er in Versen berichtete: daß er ein kleines goldenes Herz, das Lili ihm einmal verehrt, immer noch als „Angedenken verklungner Freude" am Halse trage, und daß es ihm der Liebe kurze Tage verlängere.

Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Es war ihm ein Zeichen, daß er, obschon entflohen, doch noch ein Stückchen des Fadens, der ihn gehalten hatte, mit sich herumschleppe; und daß er „der alte freigeborne Vogel" von damals nicht mehr wäre. „Er hat schon jemand angehört." Und vielleicht vernahm sie auch diese Verse, die später, leicht umgewandelt, in „Wilhelm Meister" übergingen

und in denen ſich das noch nicht bezwungene Liebesweh etwas tränenſelig abmalt:

Trocknet nicht! trocknet nicht!
Tränen der heiligen Liebe!
Ach, den halbtrocknen Augen ſchon
Wie öde, tot iſt die Welt!
Trocknet nicht! trocknet nicht!
Tränen der ewigen Liebe!

Doch mit welchen Empfindungen erſt muß Lili das Nachtlied des in ferner fremder Gegend umherſchweifenden Jägers in Händen gehalten haben — jenes Lied, aus dem die Macht, die ſie über des Dichters Gemüt immer noch beſaß, in ſo bezwingender Weiſe hervorklang:

Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Lauſch mit dem Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt itzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und, ach, mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Raſt,
Dem wie zu Hauſe, ſo im Feld
Sein Herze ſchwillt zur Laſt.

Mir iſt es, denk ich nur an dich,
Als ſäh' den Mond ich an;
Ein ſüßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir getan.

Lili hätte ja kein Weib ſein müſſen, wenn ſolche Verſe nicht, in Wonne und Weh und in hoffender Sehnſucht, alles in ihr aufgerüttelt hätten. Sollte

der Genius, der ihr solches Himmelsmanna reichte, im prosaischen Leben sich dauernd von ihr abgewendet haben? Mußte er nicht zurückkehren und sie doch noch zur Seinen machen? Wenn sie ihn nur hätte sehen können, wie er später, im Dezember, weit, weit von ihr, in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt und wie das Gefühl der Vergangenheit, seines Schicksals und seiner Liebe über ihn kam und also in ihm zu tönen anhub:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Diese Verse hatte er in einen Brief miteinfließen lassen, den er am 23. Dezember von Waldeck aus an seinen Herzog schrieb, den vertrauten Freund, der wie von vielem anderen auch von dieser Liebe wissen durfte und wußte. Ein Gutenacht noch, dann bricht es abermals in Versen hervor:

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie du.

Es ist anzunehmen, daß Herzog Karl August diese Verse auf sich selbst bezogen hat. Und das hat er wohl auch gesollt. Aber es ist mindestens ebenso wahrscheinlich, daß Goethe bei Niederschrift der Verse in gleichem Maße an Lili gedacht habe. Die vielen Lichter und die liebedienerischen Gesichter drängten sich um die Geliebte wie um den Freund.

So schienen diese beiden teuersten Menschen durch diese zufälligen äußeren Umstände dem Dichter innerlich geheimnisvoll verbunden. Das webte er dann, nur den Eingeweihtesten fühlbar, in diese doppelgesichtige Strophe.

Grade diese Zeilen allerdings mag Lili nicht erhalten haben. Dafür sicher die folgenden, die Goethe im Januar 76 in ein Exemplar von „Stella" einschrieb, das er der immer noch Geliebten übersandte:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah:
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächtgem Triebe
Ein Herz das andre zieht —
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!

Dies freilich war Goethes Abschiedsgruß. So werbend hatten diese Verse geklungen, daß sie sicher sich tiefer in des Mädchens Herz gesenkt haben. Aber es waren die letzten. Sehr bald sollte die Liebe dennoch lernen, vor der Liebe zu fliehen — vor der alten Liebe in eine neue. Eine Zeitlang mögen die beiden Empfindungen, wie Goethe dies auszukosten liebte, ineinander geschillert haben. Dann aber ward das neue Gefühl übermächtig und riß herrisch das ganze Mannesempfinden des Dichters an sich. Und Lili Schönemann mußte verblassen vor Charlotte von Stein. Sie hätte sich trösten dürfen. Denn diese Rivalin war so gänzlich neu und anders, daß sie überhaupt kaum eine Rivalin zu nennen war. Um sieben Jahre war Frau von Stein älter als Goethe; um neun hingegen Lili jünger gewesen als

er. Wie hätte sie eifersüchtig sein können auf eine Dame so gesetzten Alters! Mochte ihr Wolfgang was immer bei dieser höfisch-erfahrenen und nicht ganz frostfreien Respektsdame suchen und finden — was sie, Lili, ihm gewesen war, das gab es auf jenen Wiesen nicht zu pflücken!

Ob man in Frankfurt wußte, daß Goethe „anderweitig engagiert" war, möge dahin stehen. Jedenfalls erachtete man die Zeit für gekommen, wo man für das wieder freigewordene Mädchen eine neue und diesmal solidere Bindung suchen durfte. Und die Mutter fand die passende Partie in einem jungen Herrn Bernard aus Straßburg, der wohl ein Verwandter des wiederholt genannten, in Offenbach begüterten „Onkel Bernard" war. Und Lili — oder jetzt müssen wir wohl wieder Liese sagen? — hat diesmal nicht widerstrebt. Ob sie sehr entzückt war, wissen wir nicht; aber sie ließ es sich gefallen. Herr Bernard besaß nach dem Urteil der Familie eine durch sein schönes männliches Äußere wie durch seine Bildung und eine „dem englischen Charakter sich zuneigende originelle Denkweise" ausgezeichnete Persönlichkeit. Er war also gewiß in allem ‚a perfect gentleman'. Er hatte überall in den ersten Häusern der Stadt Zutritt gefunden und war als weitgereister Mann von vieler Weltkenntnis allenthalben gern gesehen. Auch besaß er sowohl Geld wie eine tüchtige kaufmännische Gewandtheit und Erfahrung und erschien demnach als vollkommen geeignet, um an die Spitze des Schönemannschen Bankhauses gestellt zu werden. Herz, was willst du mehr? Dieser Mann mußte der Rechte sein! Man lächelte ihm freundlich zu und legte das

Schicksal der einzigen Tochter vertrauensvoll in seine Hände.

Die Verlobung wurde ausgesprochen und ging in die Welt. Auch Goethe in Weimar erfuhr davon. Er war bereits innerlich mit der ganzen Schönemann-Gesellschaft völlig fertig. Die „Tante" muß ihm einmal irgend etwas Unangenehmes, was diese Leute ausgeheckt hatten, gemeldet haben. Darauf hatte er am 10. April 76 recht unzweideutig geantwortet: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgetan. Ich hasse das Volk lange im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol sie der Teufel. Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Race geboren ist." Nach dieser einschneidenden Verstimmung kann es uns nicht wundern, wenn Goethe die Nachricht von Lilis Verlobung mehr als kühl aufnahm. Er schrieb darüber am 9. Juli an Frau von Stein: „Gestern Nachts lieg ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp [der Diener] bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! — So alles zur rechten Zeit — —"

Hätte Goethe gewußt, was aus diesem Verlöbnis werden würde, er hätte minder hart geurteilt. Die anscheinend so glänzende Partie sollte sich bald in ein Nichts auflösen. Als der junge Herr Bernard in den Elsaß zurückkehrte, um seine bei Straßburg gelegenen Hüttenwerke, von deren Einkünften er bis dahin sorglos gelebt hatte, zu inspizieren, fand er die Verhältnisse trostlos zerrüttet. Es müssen infolge mangelnder Beaufsichtigung sowie durch vernachlässigtes rechtzeitiges Einschreiten recht beträcht-

liche Verluste sich ergeben haben, so daß die ganze Vermögenslage, die man der Zukunftsberechnung zugrunde gelegt hatte, auf einmal nicht mehr stimmte. Jedenfalls muß die Familienverbindung mit dem so verwöhnten und anspruchsvollen Schönemannschen Hause dem überraschten Bankrotteur als eine Untunlichkeit, ja als eine Unmöglichkeit erschienen sein. Vielleicht hatte er auch eigene Verschuldung zu verbergen. Jedenfalls, er „nahm sich die Sache zu Herzen" und, halb nach der sentimentalen Sitte jener Zeit, halb wohl auch aus zwingenderen Gründen — verschwand er spurlos. Alle Nachforschungen erwiesen sich als vergeblich. Endlich fand man in einem unbeachtet gebliebenen Schreibtischfach einen Brief des Flüchtlings, worin er seinen Entschluß verkündete, durch freiwillige Verbannung seine Unüberlegtheit zu büßen — möglicherweise die gelindeste „Buße", die ihn hätte treffen können. Kurz, der Skandal war unbestreitbar, und die arme Braut wurde aufs schmerzlichste davon niedergeworfen und mußte in schwerer Krankheit sich durchringen. Lange Zeit blieb alles ungeklärt. Der Vater des Entflohenen hatte versucht, so gut es ging, die Verluste zu decken. Doch der Sohn kehrte nicht zurück und blieb verschollen. Erst lange Zeit danach kam auf Umwegen die Kunde herüber, daß der Unglückliche in dumpfer Zurückgezogenheit auf Jamaika gelebt und bald darauf seinen Tod gefunden habe.

Dieses Erlebnis war nicht danach angetan, bei der Familie Schönemann neue große Heiratsgelüste zu erwecken. Zwei Jahre lang lebte Fräulein Liese jetzt in stiller Zurückgezogenheit und mag in dieser Zeit manches in sich durchgekämpft haben.

Sicher wird ſie nach dem doppelten Unglück, das ſie betroffen hatte, ſich weſentlich gereift gefühlt haben. Aber ſo bevorzugte Weſen wie ſie ſind vom Schickſal nicht dazu beſtimmt, unvermählt dahinzuſiechen. Und ſo kam denn auch der dritte, oder richtiger noch: der vierte Mann, der um ſie warb. Und dieſer endlich war wirklich der richtige.

Es war ein Herr Bernhard Friedrich Türckheim, ebenfalls aus Straßburg und Sohn eines dortigen vermögenden und angeſehenen Bankherren. Im Jahre 1752 geboren, alſo ſechs Jahre älter als Lili, ſoll er dieſe ſchon zu der Zeit, wo Goethe ihr Herz regierte, gekannt, ſich jedoch vor dem ſo viel glanzvolleren Bewerber beſcheiden zurückgezogen haben. Doch war auch er jedenfalls, in ſeiner unaufdringlichen Vornehmheit, ein ſehr zu reſpektierender Bewerber, von unantaſtbarem Charakter, überdies auch hochgebildet, von guten Geiſtesgaben und der deutſchen Sache in ſeinem elſäſſiſchen Vaterlande „mit ſchwärmeriſcher Liebe“ zugetan. Seit 1776 ſtand er an der Spitze des väterlichen Bankhauſes in Straßburg.

Dieſem Manne alſo reichte Lieſe Schönemann die Hand zum ewigen Bunde. Es geſchah dies gewiß nicht bloß auf Grund einer Familienkombination — obwohl eine eheliche Verbindung zwiſchen den zwei Bankhäuſern ſicher auch vom Familienſtandpunkt aus ihr Gutes und Empfehlenswertes hatte — vielmehr ſpricht alles dafür, insbeſondere die Geſchichte dieſer Ehe, daß hier zwei Menſchen, die für einander geſchaffen waren, ſich zuſammengefunden haben. Am 9. Auguſt 1778 fand das öffentliche Aufgebot ſtatt. Am 25. Auguſt folgte

Lili mit ihrem Gatten, Bernhard Friedrich von Türckheim, um 1800.
Miniaturgemälde im Beſitz des Frankfurter Goethemuſeums.

die zwanzigjährige junge Frau ihrem Gatten in die neue Heimat.

Die Stadt, in die Lili somit verschlagen wurde, war damals größer als ihre Vaterstadt. Während Frankfurt nur wenig über dreißigtausend Einwohner faßte, besaß Straßburg deren, die Garnison abgerechnet, an die fünfzigtausend. Diese verteilten sich ziemlich gleichmäßig auf Katholiken und Protestanten, während den Juden die Niederlassung in der Stadt verboten war. (Sie durften bloß tagsüber gegen Entrichtung des sog. Judenzolles in der Stadt bleiben und ausschließlich Pferde- und Viehhandel treiben, welch letzteres Gebot jedoch vielfach zugunsten des Geldwuchers übertreten wurde.) Das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Konfessionen war ein duldsames, ja freundschaftliches, obwohl die Katholiken mehr zu den Franzosen hinneigten, die Protestanten ausschließlich deutsch waren. Die beiderseitige hohe Geistlichkeit, vielfach dem Adel des Landes angehörig und wissenschaftlich gebildet, stand untereinander in geselligem Verkehr und unterstützte sich gegenseitig in ihren Angelegenheiten. An der Spitze der Katholiken stand ein mit reichen Pfründen gesegneter Fürstbischof (damals der berühmte Kardinal de Rohan), der seinerseits dem Mainzer Erzbischof unterstand, auch in deutschen Landen etwa ein Drittel seiner Bistumsangehörigen zählte. Die protestantischen Angelegenheiten wurden durch einen Kirchenkonvent geleitet, dem aus sieben Pfarreien je drei Kirchen-

pfleger angehörten (Schwiegervater Türckheim zählte zu ihnen), daneben auch Geistliche und Theologieprofessoren. Alle gehörten dem Augsburger Bekenntnis an; die wenigen Reformierten, denen auch Lili zuzuzählen ist, waren ganz ohne Einfluß und erhielten erst Ende der achtziger Jahre eine eigene Kirche.

Es war eine recht krisenhafte Zeit damals für Straßburg. Der stolze freie alte Bürgersinn war stark im Rückgang begriffen, und die Ämter waren nachgerade zum Vorrecht bestimmter Familien geworden. Der Einfluß der Krone wuchs; von Zeit zu Zeit mußte sie durch „freiwillige Geschenke" (dons gratuits) gnädig gestimmt werden. So siechte das Selbstregiment der freien Stadt mehr und mehr dahin. „Enger und enger," urteilt der Historiker Hermann Ludwig, „zogen sich die Schraubenringe französischer Herrschergewalt um das kunstvolle vielräderige Triebwerk der alten Verfassung, das im Lauf des Jahrhunderts immer brüchiger und schwerfälliger geworden war." Die ganze Stadt war nichts als ein Tummelplatz für zahlreiche größere und kleinere Gewalten und Gewaltherrscher. Ihre schöne alte Verfassung war eine „Hülle ohne Kern".

Darum war in politischer Hinsicht die Stimmung gedrückt und sorgenvoll. Und das wird in dem so deutsch gesinnten Hause Türckheim genügend zu spüren gewesen sein. Sonst freilich waren die Verhältnisse in Straßburg recht günstig zu nennen. Es herrschte lebhafter Verkehr, und das städtische Vermögen war trotz mangelhafter Finanzgebahrung noch immer bedeutend zu nennen. Auch waren die Verpflegungsverhältnisse sehr günstig; alles war reichlich und wohlfeil zu haben. Zu Johanni und Weihnachten gab es vierzehntägige Handelsmessen,

die stets einen guten Geldumsatz und Fremdenverkehr herbeiführten. Fünf große gut gehaltene Chausseen gingen strahlenförmig ins Land hinein, während die stehende Rheinbrücke (aus Tannenholz) die Verbindung mit Deutschland herstellte. Die Handels- und Schiffahrtsinteressen wurden von einer direkt unter dem Rat stehenden zwölfgliederigen Handelskammer, corps des marchands, umsichtig geleitet. Straßenreinigung und Beleuchtungswesen waren nach Pariser Vorbild geordnet.

Den Charakter der Stadt bestimmte trotz französischer Straßenaufschriften und Pariser Salonkultur durchaus das deutsche Element, das damals noch treu an seiner überkommenen Sitte und Sprache hing. Zumal im geistigen Leben war die deutsche Wissenschaft führend. Sie hielt sich auf protestantischer Grundlage und pflegte die Beziehungen zu den heimischen Universitäten, besonders mit Göttingen. Der deutschen Wissenschaft und Literatur dienten auch mehrere gesellige Vereinigungen, so die „Gelehrte Übungsgesellschaft", der der aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte Aktuar Salzmann vorstand, sowie die daraus hervorgegangene „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache", mit dem Dichter Michael Reinhold Lenz an der Spitze. Wurden hier auch keine neuen Talente und Zelebritäten ausgebrütet, so förderten und erhielten sie doch die Achtung vor deutscher Geistesarbeit. Auch die Presse wirkte hieran mit. Es gab eine Straßburger privilegierte Zeitung, ein Straßburgisches und ein Patriotisches Wochenblatt, eine moralische Wochenschrift „Der Bürgerfreund" und ein besonders beliebtes monatlich erscheinendes „Magazin für das Frauenzimmer".

Auch vermochten sechs Buchhandlungen erfolgreich zu bestehen, und eine Zeitungslesehalle mit Leihbücherei fand lebhaften Zuspruch. Recht rege war auch das musikalische Leben. Es gab sogar noch Reste, wenn auch formelhaft erstarrte, der drei Jahrhunderte alten Meistersängerzunft. Ferner gab es sehr gute, zeitgemäß belebte protestantische Kirchenmusik, und in der Zunftstube „Zum Spiegel" wurden allwinterlich sechzehn Konzerte aufgeführt, in denen Ouvertüren und Symphonien, Gesangsvorträge und Instrumentalsoli miteinander abwechselten. Auch an Liebhaberkonzerten und Hausmusik fehlte es nicht, so daß die Verhältnisse ähnlich gewesen sein mögen wie in Frankfurt. Theater gab es zwei: ein größeres französisches Opernhaus, vornehmlich „für die Unterhaltung der Offiziers" bestimmt, und ein kleines deutsches Theater, das namentlich aus Volkskreisen lebhaften Zuspruch erfuhr.

Wie deutsch bei alledem die Stadt war, beweist mehr als alles andere der amtliche Bericht des Präfekten Laumond, noch aus dem Jahre 1802. Er führt darin den andauernden Gebrauch der deutschen Sprache in erster Linie auf die „habitude maternelle" zurück; und meint zum Schlusse ziemlich resigniert: „S'il y a plus à desirer, ce ne pourra être que l'ouvrage des siècles" — was indes nicht hat sein sollen, da nach dem Ausspruch des deutschen Theologen Blessig die Liebe zur deutschen Muttersprache so stark war wie die Religion. Auch in der Tracht behauptete sich lange (mindestens bis zum Beginn der Revolution, die auch in Straßburg die Verhältnisse vielfach umkehrte) deutsche Art, und das fand viele Lobredner, selbst auf französischer

Seite. Vor allem rühmte man die deutsche Haartracht mit den dreifach geflochtenen Haarzöpfen, nicht minder die goldenen Schneppenhauben, die wie Krönlein aufs Haupt gesetzt wurden. Ein Marquis de Pezay, der 1771 durch Straßburg kam, pries bei den dortigen Frauen „les tailles rondes et souples“ und „le joli pied“ und verstieg sich sogar zu dem panegyrischen Ausspruch: „Les Strasbourgeoises auraient le droit de se passer de parure, et c'est du costume des Strasbourgeoises, que toutes les beautés du monde pourraient attendre de nouveau charme.“ Lili durfte also getrost ihren ganzen Frankfurter Schick und alle ihre so reich gespendeten Natur- und Geschmacksgaben zur Entfaltung bringen, um in der neuen Heimat mit Ehren zu bestehen. Ob sie wohl auch die allerhand Modetorheiten, die man den Straßburgerinnen vorwarf und über die sich die Prediger auf den Kanzeln und die „Wohlmeinenden“ in den moralischen Wochenschriften oft weidlich aufregten, mitgemacht haben wird? Vielleicht hat sie hier und da eine kleine Neigung dazu verspürt. Aber ihre vortreffliche Erziehung und die strenge Gesinnung des hochangesehenen Hauses Türckheim werden es ihr nicht gestattet haben. Es war ja gewiß alles mögliche, wenn sie Sonntag nachmittags an der Seite ihres Gatten und unter den Augen ihrer Schwiegereltern einen Spaziergang in der Rupprechtsau oder in den „Contades“ oder gar auf der Ill eine der so beliebten Wasserfahrten machen durfte.

Mit dem Hauſe Türckheim jedenfalls war nicht zu ſpaßen. Es war lothringiſchen Urſprungs und führte urſprünglich den recht proſaiſchen Namen Hanemann, den es aber dann nach ſeinem Urſprungsorte Türingheim entſprechend ummodelte. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ſind die Türckheim in Straßburg nachweisbar, wo ſie bald in die Höhe kamen und zu Wohlſtand und Würden gelangten. Lilis Schwiegervater, Johann IV., war bereits ein ſehr gewichtiger und proteſtantiſch frommer Herr, ſchwer reich, Vorſteher eines großen Handelshauſes, Mitglied verſchiedener Ratskollegien und Oberkirchenpfleger von Straßburg; 1782 erhielt er für dem deutſchen (!) Reiche geleiſtete Dienſte von Kaiſer Joſeph II. den erblichen Freiherrnſtand des heiligen römiſchen Reiches verliehen.

Als Lili nach Straßburg kam, hatte der 1707 geborene alte Herr ſich vom Geſchäftlichen bereits zurückgezogen und die Firma offiziell ſeinem Sohne Friedrich, Lilis Gatten, übertragen. Aber er war noch das Familienoberhaupt des zwiſchen Brandſtraße und Broglieplatz gelegenen, ſehr ſtattlichen und terraſſengeſchmückten Hauſes, in das die junge Schwiegertochter jetzt einzog. Nach ſeinem Willen und Befehl war das Ganze geordnet. Und da galt es denn, ſich einfügen und ſich die Zufriedenheit des an ein patriarchaliſches Regiment gewöhnten Schwiegervaters erwerben. Dies mag nicht immer leicht geweſen ſein. Manch heimlicher Stoßſeufzer mußte über das Bedrückende der familiären Lage mitunter hinweg helfen.

In der Stadt wohnte auch noch ein älterer Bruder Friedrichs, Johann (V.) von Türckheim, der

gleichfalls seit kurzem mit einer Frankfurterin, Clara Dorothea Seufferheld, vermählt war. Da zwischen den Brüdern ein gutes Verhältnis bestand, so werden die beiden jungen Ehepaare gewiß in häufigem und belebendem Verkehr gestanden haben. Johann von Türckheim, drei Jahre älter als Friedrich, hatte Jurisprudenz studiert und genoß bereits frühzeitig das Vertrauen seiner Mitbürger. Er hatte Sinn für geistige Interessen, war Mitarbeiter am „Bürgerfreund" und gehörte u. a. der von Lenz begründeten „Deutschen Gesellschaft" an, die sich in seiner Wohnung des öfteren versammelte. Mit seinem Bruder und einer Anzahl Kameraden, darunter Heinrich Leopold Wagner, dem Dichter der „Kindesmörderin", hatte er schon auf der Schule einen Verein begründet, in dem sowohl gute Literatur gemeinschaftlich gelesen wie eigene Versuche schriftstellerischer Natur vorgetragen und diskutiert wurden. Später, als die jungen Leute bereits die Universität bezogen hatten, wurde dieser Verein zu einer „Société de Philosophie et de Belles Lettres" ausgedehnt und mit dem Prunknamen einer „Académie" beehrt. Mögen die Leistungen dieser Akademie auch in der Regel nur dilettantisch gewesen sein, so spricht doch ihr bloßes Vorhandensein schon dafür, daß es in diesem Kreise an lebhafter und ehrgeiziger Fühlung mit den geistigen Bewegungen der Zeit nicht gefehlt hat. Johann von Türckheim (um dies hier gleich abzutun) machte eine rasche und glänzende Karriere, wurde Senator, Amtmeister und Mitglied des Dreizehner-Rates, gehörte auch 1789 als Deputierter seiner Vaterstadt den Etats-généraux an, verließ jedoch infolge der Revolution im folgen-

den Jahre bereits Frankreich für immer und zog sich auf sein im Badischen gelegenes Gut Altdorf zurück. Er trat in hessische Dienste, wo er als Diplomat in Regensburg, Wien und Rom weitere Ehren erntete. Im Jahre 1824 ist er in Altdorf gestorben.

Auch Friedrichs Laufbahn führte andauernd empor, wovon wir noch weiter hören werden. Er wird als ein Mann von hoher, schöner und würdevoller Gestalt geschildert, mit edlen und einnehmenden Gesichtszügen, denen der Ausdruck eines graden und offenen Wohlwollens aufgeprägt war. „Ohne glänzend zu sein, war sein Auftreten ein ruhig-sicheres, von innerem Wert getragenes; das Ernste in ihm war durch eine zuvorkommende Freundlichkeit gemildert.“ Öffentliche Ämter, denen er wiederholt vorstand, übernahm er stets unentgeltlich, da er sich für Dienste, die er seinem Vaterlande widmete, nicht bezahlen ließ. Er stammte politisch aus der Schule Neckers, deren Grundsätze und Meinungen er sich völlig zu eigen gemacht hatte. So war er ein überzeugter Anhänger der reinen Konstitution und blieb dieser auch gegen die später so bedrohlich auftretenden Strömungen radikal-revolutionärer Natur furchtlos treu.

So befand sich also Goethes Lili jetzt in einem Lebenskreise, in dem sie mit den in ihr geweckten höheren und feineren Regungen seelisch nicht zu verkümmern brauchte. Sie stand in einer mit der zeitlichen Kultur und zumal mit vorgeschrittenen sittlichen Anschauungen belebend erfüllten Atmosphäre. Auch war das Verhältnis zum Gatten ersichtlich gut und wurde mit der Zeit immer besser. Sie gebar ihm eine Tochter und eine ganze

Reihe von Söhnen und wurde ihren Kindern eine treue und ausgezeichnete Mutter. So fand sie, ein Jahr nach ihrer Eheschließung, ihr ehemaliger Liebhaber in behaglichem, anscheinend völlig ungetrübtem Glück. Im September 1779, als er als Begleiter seines Herzogs zum zweitenmal in die Schweiz reiste, kam Goethe unter anderem auch nach Straßburg. Und er benützte diesen Aufenthalt, um zwei ehemaligen Liebsten ein Wiedersehen zu bereiten. Am 25. nachmittags ritt er nach Sesenheim und verbrachte im dortigen Pfarrhaus, von Friederiken und den Ihrigen herzlich aufgenommen, einen Abend und eine Nacht, um am folgenden Morgen „im Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten" zu scheiden. Gegen Mittag wieder in Straßburg, verfügte er sich ungesäumt zu Lili und fand auch dort einen freundlichen Empfang. Über beide Besuche berichtete er brieflich seiner neuen Freundin, der Frau von Stein. Und zwar sprach er über Friederiken inniger als über Lili. Dies wird man jedoch verstehen müssen. Lilis Existenz war Charlotten wohlbekannt und wurde von ihr gewiß nicht ohne eine instinktive weibliche Eifersucht betrachtet. Hier war also ein etwas kühler weltmännischer Ton, der deutlich diese ganze Sache als abgetan behandelte, sehr wohl am Platze. Von Friederiken jedoch wie den Brions überhaupt hatte Frau von Stein noch nichts vernommen, die werden ihr brieflich erst vorgestellt; und überdies lag das ganze Erlebnis bereits acht Jahre zurück. Da war also ein etwas gemütvollerer Ton keineswegs kränkend, und Goethe brauchte kein Bedenken zu tragen, ein wenig von seinem Herzen zu zeigen.

Die Stelle über den Beſuch im Hauſe Türckheim lautet: „Ich ging zu Lili und fand den ſchönen Grasaffen mit einer Puppe von ſieben Wochen ſpielen, [ihre am 9. Auguſt geborene Tochter Eliſabeth] und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und ſah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet iſt. Ihr Mann, aus allem was ich höre, ſcheint brav, vernünftig und beſchäftigt zu ſein; er iſt wohlhabend, ein ſchönes Haus, anſehnliche Familie, einen ſtattlichen bürgerlichen Rang pp. — alles was ſie brauchte pp. Er war abweſend. Ich blieb zu Tiſche. Ging nach Tiſche mit dem Herzog auf den Münſter, abends ſahen wir . . .“ uſw. „Dann aß ich wieder bei Lili und ging in ſchönem Mondſchein weg. Die ſchöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht ſagen. So proſaiſch, als ich nun mit dieſen Menſchen bin, ſo iſt doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen und, wie ich dieſen Weg her gleichſam einen Roſenkranz der treueſten, bewährteſten, unauslöſchlichſten Freundſchaft abgebetet habe, eine recht ätheriſche Wolluſt. Ungetrübt von einer beſchränkten Leidenſchaft, traten nun in meine Seele die Verhältniſſe zu den Menſchen, die bleibend ſind; meine entfernten Freunde und ihr Schickſal liegen nun vor mir wie ein Land, in deſſen Gegenden man von einem hohen Berg oder im Vogelflug ſieht.“ Man beobachte, wie der etwas witzelnd-kühle Ton des Anfangs unverſehens in eine wärmere, gefühlsmäßigere Darſtellung übergeht; wie dieſe aber dann korrekt wieder abgedämpft

wird; und wie die Darſtellung zum Schluß mit einer neuen Kühle, diesmal vom Standpunkte des ſittlich angeregten Selbſtbeobachters, überhaucht wird. So konnte das Schriftſtück getroſt der Weimaraner Seelengeliebten vor Augen kommen.

Es war das letztemal, daß Goethe und Lili einander ſehen ſollten. Von jetzt ab mußten ſie wirklich, wie es der Dichter früher bereits gewollt hatte, ihre Rollen einzeln ausſpielen. Daß trotzdem zuweilen geheimnisvolle Fäden, dünn und glitzernd, in ſeltenen Fällen zwiſchen ihnen herlaufen, werden wir zu ſehen haben. Aber rein äußerlich betrachtet kann man nur von einem völligen Abbruch der Beziehungen reden. Wie es im übrigen im Hauſe Türckheim zuging, ſchildert ein angeheirateter Enkel, Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, in ſeinem verdienſtvollen, wenn auch allzuſehr vom Familienſtandpunkt aus geſchriebenen Büchlein „Lilis Bild“ wie folgt: „Lili richtete ihr Hausweſen mit der größten Sorgfalt, aber auch mit Einfachheit ein; jeden unnötigen Prunk vermeidend, zog ſie eine ſolide, auf wahrem Komfort beruhende Ausſtattung allem aufſehenerregenden Flitter vor; ihr Haus wurde durch dieſe ſchöne taktvolle Einfachheit der paſſende Mittelpunkt für alle gediegenen Männer, die mit ihrem Gatten in geiſtiger oder geſchäftlicher Beziehung ſtanden. Um ihren gaſtlich heiteren Herd wußte ſie nicht nur die elegante Welt, worunter Fürſten und Feldherren beider Nationen, ſondern auch, und mit Vorliebe, die einheimiſchen Gelehrten, Denker und Künſtler jener Zeit zu vereinigen. Reds lob, der geniale Freund und Erzieher ihrer Söhne; Haffner, der geiſtreiche Prediger;

Bleſſig, Profeſſor der Philoſophie und Theologie; Arnold, Autor des ‚Pfingſtmontag‘; Reißeißen, der menſchenfreundliche Arzt; der Hiſtoriker Koch; der Bildhauer Ohmacht; und Guérin, der ausgezeichnete Maler, erſchienen abwechſelnd, oft auch vereint in ihren Abendzirkeln. Da ruhte Türckheim in traulichem Geſpräch von der Tagesarbeit aus, an der geiſtreichen Gattin und der Freunde Unterhaltung ſich lebhaft beteiligend; nie wurde geſpielt, aber deſto fleißiger muſiziert, vorgeleſen und geſprochen.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Haus Türckheim mit den Spitzen ſowohl der franzöſiſchen wie der deutſchen Geſellſchaft in gepflegtem Verkehr ſtand. In den Salons des bald in Zabern, bald in Straßburg reſidierenden Fürſtbiſchofs Kardinals von Rohan drängten ſich vor allem die eleganten und geiſtreichen Leute beider Nationen und Konfeſſionen. Zumal war hier ſtets ein reicher Kranz von anziehenden Vertreterinnen des weiblichen Geſchlechts vorzufinden, die ſich von dem auserleſenen Geſchmack der Gemächer und der Bewirtung ſowie von der feſſelnden perſönlichen Liebenswürdigkeit des hohen Gaſtgebers gern anziehen ließen. Einen nicht minder beliebten Sammelpunkt vornehmer Geſelligkeit bot das Haus des Marſchalls von Contades, des Generalkommandanten der Provinz, der ſich in fünfundzwanzigjährigem Aufenthalt große Beliebtheit zu erwerben verſtand. Faſt Wand an Wand mit dem Türckheimſchen Hauſe befand ſich der „Zweibrücker Hof“, der erlauchteſte Mittelpunkt der deutſchen Geſellſchaft, wo der Kommandant des Regiments Royal Alſace, Prinz Maximilian Joſef

von Zweibrücken-Birkenfeld (der spätere Bayernkönig) und seine Gemahlin Maria Wilhelmine, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in bestrickendster Weise die Honneurs machten. Zu den hervorragendsten Deutschen zählte ferner der hochgebildete Fritz von Dietrich, ein Angehöriger der 1762 geadelten altelsässischen Familie und der intimste Freund und Gesinnungsgenosse von Lilis Gatten. In den Revolutionsjahren war er durch drei Jahre hindurch Maire von Straßburg, mußte dann vor den Jakobinern fliehen, wurde aber ergriffen und fiel der Guillotine zum Opfer.

Von den bereits Genannten gehörte insbesondere der Theologieprofessor Johann Lorenz Blessig (geb. 1747) dem engeren Freundeskreise an. Aus dem Volk hervorgegangen, war er ein Führer der Deutschen und nannte sich selbst, da sein Vater ein armer Fischer gewesen war, mit jovialem Stolz das „Fischerbiwel". Er war ein eindrucksvoller Kanzelredner, geachteter Schriftsteller und von besonders lebendigem Einfluß auf die Jugend. Lili hatte an ihm einen warmen Verehrer, der oft im Gespräch von Lobeserhebungen über sie „überfloß". Und so hat auch ein anderer Freund des Hauses, Gottfried Schweighäuser, im „Taschenkalender für Damen" durch ein Gedicht „Das weibliche Leben" Lili seine Huldigung ausgesprochen. Sie genoß also jedenfalls in diesem Kreise hochgebildeter und gelehrter Leute ein schmeichelhaftes Ansehen. Man traf hier unter anderen die bekannten klassischen Philologen Oberlin und Brunck, von denen letzterer später der Schwiegervater von Lilis Tochter werden sollte; ferner die beiden hervorragenden Mediziner Jakob Reinbold

und Johann Jakob Spielmann, Vater und Sohn, von denen der erstere Goethe zu seinen Hörern hat zählen dürfen; endlich den Theologen Roederer, der gleichfalls ein Freund Goethes gewesen war. Wie man sieht, bestand Lilis Straßburger Verkehr aus sehr ehrenwerten, geistig hochstehenden Leuten, unter denen das theologische Element, dem gottesfürchtigen und streng-christlichen Hause entsprechend, hervorsticht. Gleichfalls ein Theologe, der junge Dresdner C. G. Schmidt — nebenbei bemerkt, der Urgroßvater des Literarhistorikers Erich Schmidt — hat uns eine recht ansprechende Schilderung, wie es im Türckheimschen Hause zuging, in seinem Tagebuch hinterlassen. Unterm 17. Mai 1787 notiert er: „Ich eilte alsdann zum Herrn von Türckheim und seiner Gemahlin, die sich mir durch ihre Herzlichkeit, offnen graden Sinn und ungemeine Kenntnisse vorzüglich wert gemacht haben. Es ist eines der regierenden ältesten Geschlechter der Stadt, das ohnerachtet seines guten stiftsfähigen Adels und Reichtumes sich nicht schämet, Handlung zu treiben. Sie ist eine geborene Bontard*) aus Frankfurt a. M. und eine sanfte angenehme Schwärmerin, mit der ich viel über Erdenglück, feindselige Menschen usw. gesprochen. Wir speisten nicht zuhause, sondern bei ihrer Schwester, einer artigen jungen, seit drei Monaten an einen Herrn Schönemann verheirateten Frau.“ Dort war in der gesellschaftlichen Unterhaltung, zumal mit

*) Diese Angabe beruht auf einer Verwechslung Schmidts. Vielmehr war Lilis Schwägerin, die Gattin ihres Bruders Friedrich, eine gebürtige Bontard. Schmidt hielt diese beiden Frankfurter Damen für Schwestern.

Dr. Spielmann, „die Rede faſt bloß vom Magnetismus, der in Straßburg ſo viel Freunde hat.“

Aber es kamen auch trübe Zeiten, die zu überſtehen waren — 1782, im November, ſtarb in Lilis Armen in Straßburg deren vielgeliebte Mutter. Der Lebensabend dieſer Frau war dadurch verdüſtert worden, daß das Frankfurter Bankhaus Schönemann & Wegelin Verluſte hatte und nicht mehr feſtſtand. Infolgedeſſen trat ihr Sohn Friedrich 1783 daraus aus und aſſoziierte ſich mit ſeinem Schwager Türckheim in Straßburg; 1784 erfolgte der völlige Zuſammenbruch des Hauſes. Das einzig Gute an dieſen Übelſtänden war, daß Lili jetzt den ihr zunächſt ſtehenden Bruder nebſt deſſen jugendlicher Gattin, geb. Marie Gontard, bei ſich in Straßburg hatte. Trotzdem wird berichtet, daß ihre ſeeliſche Stimmung eine gedrückte war.

Im Jahre 1783, nach einer Reiſe in das nordweſtliche Deutſchland, notierte Lavater, der menſchenfreundliche und menſchenſtudierende Züricher Pietiſt, in ſein Tagebuch: „Die herzlichſte Bekanntſchaft, die ich in Straßburg machte, war die neue mit der Frau Lieſe Türckheim, geb. Schönemann... Eine liebenswürdige Trübheit über ihr gerades, beſcheidenes, denkendes Geſicht verbreitet, gab ihr in meinen Augen einen hohen geiſtigen Wert. Sie ſchien ſehr gedrückt, doch fühlte ſie etwas von meiner treuen und warmen Zuneigung.“ In Lavater, von dem Goethe, auf ſeiner eigenen Geiſtesbahn unaufhaltſam weiterſchreitend, ſich in dieſen Jahren abwandte, gewann Frau Lieſe in eben dieſen Jahren einen treuen und ausdauernden Freund. An der Hand des Briefwechſels der beiden, der ſich uns erhalten hat,

können wir dieſes freundſchaftliche Verhältnis ausreichend verfolgen. Es wirft zugleich manch intereſſanten Lichtſtreifen auf das innere und äußere Leben der ihrer alten Heimat entriſſenen, unter neuen Verhältniſſen manchmal ſchwer kämpfenden jungen Frau. Und vor allem, wir lernen die Heldin dieſes Buches, nachdem wir bisher immer bloß Indirektes über ſie vernommen haben, nunmehr endlich auch einmal direkt kennen.

Die Korreſpondenz wird für uns am 23. Juli 1783 durch einen Brief eröffnet, den Lavater und der Komponiſt Reichardt von Zürich aus gemeinſam an Lili richten. „Liebe Türckheim," beginnt Lavater, „noch ſelten kamen auf einem Blatte zween ſo ungleiche Freunde zuſammen; aber noch ſeltener ſo in einem Herzen — bald hätt ich geſagt wie Deines. — Reichardt und Lavater ſind wirklich zwei ſehr verſchiedene Weſen, aber wenn einer von beiden der Türckheim nicht ſo herzgut wäre, ſo könnten ſie ſich gewiß nicht ſo herzgut ſein, als ſie ſind." Es folgt ein etwas gewundenes Raiſonnement über Rechte und Aufgaben der Freundſchaft, das wir uns erſparen können, und der Brief fährt dann in für uns bedeutſamerer Weiſe ſo fort: „Liebe Türckheim, wenn ich ſehen kann, hab ich viel Freiheit des Geiſtes, viel Reinheit des Herzens in Dir geſehen. (Ganz frei iſt kein Menſchgeiſt, ganz rein kein ſterblich Herz.) Dieſe Freiheit und Reinheit wird Dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein Anderer leiden und genießen kann. — Leide und genieße — als Lieſe Schönemann und als Lieſe Türckheim, und bleibe, ſo lang Du biſt, Reichardts und Lavaters Freundin." Nach dieſer bemerkens-

werten Apostrophe, die Erinnerungen aus der Goethe-Zeit mit Eindrücken aus der unmittelbaren Gegenwart beziehungsvoll ineinanderschlingt, kommt der Musiker Reichardt zu Wort. Er drückt sich weniger seelsorgerisch, auch nicht gleich als Duzfreund, aber vielleicht noch menschlich-wahrer und unmittelbarer aus: „Es wurde mir sehr schwer, von Ihnen zu gehen, liebe edle Frau, und noch schwerer, von Straßburg zu gehen, ohne Ihre lieben Zeilen zu erwidern. Zu lebendig war mir's aber in der Seele, es sei besser, mit unserem edlen Freund gemeinschaftlich zu schreiben; das geschieht nun, und ist mir die Seele so voll des innigsten Anteils an Ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem, Gott! mich beängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles, was wir Ihnen sagen können." Es folgen ein paar wohlgemeinte Ratschläge, und dann schließt das Schreiben: „Gott erhalte Ihnen Ihre Lieben alle! Gedenken Sie meiner in Liebe, die Stunden, in Ihrer Nähe verlebt, sind mir unvergeßlich."

Leider ist das Schreiben Lilis, auf das hier angespielt wird, uns verloren gegangen. Wir werden also unsere Neugier nach den Ursachen des Trübsinns, von dem die Arme befallen war, noch ein wenig zu bezähmen haben. Immerhin muß schon eine auffällige Schwermut das Wesen der jungen Frau verdunkelt haben. Wenn wir gewiß auch annehmen wollen, daß die Herzen der beiden Männer dem „schönen Grasaffen" gegenüber nicht unempfind-

lich geblieben und vielleicht in ein ziemlich lebhaftes Pochen geraten waren, so ist doch die zärtliche Sorge, wie sie in diesem Gemeinsamkeitsbriefe sich verrät, gewiß auch objektiv nicht ungerechtfertigt. Der Gemütszustand der so sympathischen jungen Frau muß nicht unbedenklich gewesen sein. Dies geht auch aus einem zweiten Briefe Lavaters hervor, der vom 13. Februar 1784 datiert ist: „Die Hand, die diese Zeile schreibt, trocknete gern dann und wann eine Träne von dem sanften Auge der edeln Türckheim, drückte gern dann und wann ihre Hand und stärkte sinkende-Liebe mit dem Bruderworte: Es ist Ehre, tragen zu können, zu wollen, zu tragen das Unveränderliche, anbetend leiden, das Erträgliche schweigend dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernstfroh wirken und durchs Missen zum Genießen zu erheben. So, liebste Türckheim, bildet man sich vor den Augen des niederschauenden Himmels zu überirdischen Freuden, zu überköniglichen Ehren.“ Hoffen wir, daß diese „Worte des Herzens“, die uns heute ein wenig schal und abgestanden, ja phrasenhaft dünken, nach dem damaligen Zeitgeschmack aber voll wunderbar tiefer Empfindsamkeit waren, „wie Balsamtropfen“ in das Herz der Unglücklichen fielen und dieses so ein wenig festigen halfen. Jedenfalls aber werden wir uns dessen bewußt sein, wie weit wir mit solchen Betulichkeiten von dem reinen, hellen und klaren Luftkreise eines Goethe bereits entfernt sind.

Jetzt endlich können wir nun auch eine Antwort Lilis mitteilen, die freilich erst um mehr als ein Jahr später erflossen ist (am 23. März 1785), die

aber das Seelenleben der jungen Frau so deutlich macht, daß wir sie diplomatisch getreu mit allen orthographischen und grammatikalischen Unsicherheiten hierhersetzen wollen, schon auch um von Lilis Schreibkünsten in ihrer alten deutschen Muttersprache einen genauen Begriff zu geben. Lili gibt also in diesem Briefe ihr Geheimnis preis: sie lebt in einem Hause mit Schwiegereltern, denen sie nichts recht machen kann und die sie mit kleinlichem Mißtrauen und Übelwollen unabläßig verfolgen. „Sie wissen bester Freund", läßt sie sich vernehmen, „wie viel ich im Hause, durch alte, gegen mich gefaßte vorurtheile, zu leiden habe, wie anhaldent ich bewacht, und getadelt werde, und wie der schönste theil meines lebens durch beständiges stosen und Drucken dahin fliest. Noch habe ich das glück nicht genosen augenblickliche Zufriedenheit, über meine oder meiner kinder aufführung zu bemercken. ich hofte viel von der Zeit, und meiner bemühung, aber umsonst." Man macht ihr die „unglücke" ihrer Familie, d. h. den geschäftlichen Zusammenbruch des Hauses Schönemann, zum Vorwurf. „Ich entsagte aus eigenen gefühl allen erholungen und Zerstreuungen, weil mir jeder genuß, im augenblick der schweren leiden meiner 5 Bruder, qual, und vorwurf gewesen wäre. aber nicht allein ich entsagte allem, es wurde mir alles entsagt. ich wurde aufmercksamer, schärfer beurtheilt und die stelle der ersten magt im Haus blieb in Meines schwiegers Vatters augen die, welche ich mich am eifrigsten bemühen solte zu versehen." Einladungen in Gesellschaft hat sie daher aus Ängstlichkeit abgelehnt, trotz der Standesobliegenheiten ihres Gatten. „Aber Mein Hertz und die erinerung

meiner pflichten gaben mir muth genug jeder lockung entſchloſſen zu wiederſtehen. Ich kenne das glück, in freundſchaftlichen Verbindungen zu leben, und fühle das leere meiner exiſtenz um deſto mehr, da mein Hertz das bedürfnüß der liebe kante ... und doch fühle ich das mir die groſe einförmigkeit ſchädlich. das ſie meine von natur zum Leiden geſtimte Seele in einer gewiſſen untähtigkeit erhält, von der ich einſt meinen kindern vor Gott rechenſchaft geben muß." Neue Klagen, alles wird bekrittelt, was ſie tut oder läßt; und doch möchte ſie „gerne ruhig und zufrieden, ohne gepäck, und gepräng den weeg gehen dem mich die Forſehung gehen heiſt ... Ach! laſſen ſie mich ihnen, edler, menſchenliebender Freund das geſtandniß meiner ſchwäche ablegen, ich unterlige oft der geringſten laſt; nicht mürriſch, und unzufrieden mögte ich klagen, aber traurig, und wehmüthig mich vor Gott hinwerfen, und um kraft und ſelbſtändigkeit bitten." Niemand kann ihr die beſſer geben als Lavater, „der ſo wahr, und ſo rein vor Gott tretten kann." Beſonders betont ſie dann noch, daß ihr Gatte an ihren Leiden keinerlei Schuld trägt. „Er ſelbſt leidet durch den Druck meiner Seele" und empfiehlt ihr ſchweigende Reſignation. — Es iſt allerdings ſchwer, ſich die fröhliche, hoffärtige und vielumſchwärmte Lili von vor zehn Jahren jetzt als ein ſo verhärmtes, geknechtetes und recht eigentlich niedergebeugtes junges Weiblein im Hauſe eines fühlloſen und deſpotiſchen Schwiegervaters vorzuſtellen. Der bunte Paradiesvogel, das „kleine Meerwunder" — plötzlich eine blaſſe ſtöhnende Trauerweide! O quae mutatio rerum!

Doch innerlich, fühlt man, ist sie reifer, feiner und reicher geworden. Und stolz und zuversichtlich ist sie auch geblieben. Sie hat zwar die innere Demut gelernt, aber nicht das äußere knechtische Sichdemütigen. Aus Klugheit, aus hartem Zwang gibt sie nach, fügt sich ins Unvermeidliche. Doch gebrochen ist sie nicht, sie sehnt sich danach, ihre Ketten abzustreifen. Und sie wird sie auch abgestreift haben. Das spüren wir schon daraus, daß diese Klagen allmählich ganz verstummen. Sei es, daß die Schwiegereltern alt und mürbe wurden oder aus Einsicht sich nachgiebig zeigten — jedenfalls tritt uns in der Folge eine in ihrer persönlichen Bewegungsfreiheit unbehinderte, in ihrem Selbstgefühl wiederhergestellte Lili entgegen. Eine andere Sorge ist es jetzt, die gebieterisch in den Vordergrund tritt, die dem Weibe natürlichste von allen, die Mutterſorge. Schon der zweite Brief, den wir mitzuteilen haben, vom Juni 85, handelt hiervon. Er folgt hier auszugsweise in gewöhnlicher Rechtschreibung, da die eine Probe genügen wird, um uns die deutschen Schreibkünste der mehr und mehr ins Französische sich einlebenden Frau zu vergegenwärtigen. Dieser Brief handelt also von den Leiden und Freuden der Mutterschaft, die beide sehr groß sind. „Ich tadele mich oft über meine zu große Anhänglichkeit an diese lieben Kleinen ... Außer dem Glück, für sie zu leben und mich für sie und mit ihnen zu beschäftigen, kenne ich keines. Es ist, äußerst summarisch berechnet, der Inbegriff meiner Gedanken und Beschäftigungen, und jeder Weg, der mich von dem Zweck scheint zu entfernen, würde mir beschwerlich [werden], so

wie auf der anderen Seite alles, was mich ihm nähern kann, am wichtigsten ist." Aber „unmöglich zu verändernde Nebenwege" erschweren ihr diesen Vorsatz. Sie möchte ihre Kinder „mit jedem Schritt Gott und Christus zuführen", und um das tun zu können, begehrt sie den Beistand Lavaters.

Der folgende Brief, vom 22. April 1790, zeigt diese Mutterſorge in einem besonders greifbaren Fall. Sie sucht nach einem passenden Erzieher für ihre Kleinen und glaubt, auch in dieser Sache von dem vielerfahrenden Freunde Rat und Hilfe gewinnen zu können. Liebe ist das erste, das sie von einem Manne verlangt, dem sie ihre Kinder anvertrauen soll. Dann Reinheit der Sitten, Tätigkeit, Ordnung und Religion. Und zwar soll, was sie begehrt, nicht eine scholastische und pedantische, auch nicht eine schwärmerische und verstiegene, sondern die einfache Religion des Herzens sein — „die uns gegen Egoismus und Untätigkeit schützt, indem sie unsere Liebe anfacht, und die uns jede Stunde des Trauerns durch den reinen Genuß des Gebetes versüßt." Einem solchen Manne wird das Kind sein Herz öffnen und sich seiner Leitung anvertrauen. „Wir räumen daher dem Erzieher dieselben Rechte über unsere Kinder ein, die wir über sie haben, und verpflichten uns, ihm in allen Gelegenheiten beizustehen und zu unterstützen. Wir machen es uns zur Pflicht, in Gegenwart der Kinder alles gutzuheißen, was er tun wird, er mag belohnen oder bestrafen; behalten uns aber zugleich das Recht vor, über das, was Veränderungen erfordert, uns freundschaftlich zu besprechen." Man kann keine besseren, liberaleren und idealeren pädagogischen Grundsätze entwickeln,

als Frau von Türckheim, „die ſanfte Schwärmerin“ es hier tut, indem ſie ſich aufs feinſte bedacht zeigt, ſowohl dem Lehrer als auch den Kindern ihr Recht zu laſſen. So ſchreibt nur eine geiſtig hochſtehende und im edelſten Sinne gewiſſenhafte Frau.

Lavater antwortet, nur wenige Tage ſpäter, teilnehmend und freundlich, wenn auch ein wenig weltmänniſch-abwiegelnd. Er iſt bereit, ſich zu bemühen; hat auch ſchon „rechts und links geſchaut“, doch noch nichts Paſſendes gefunden. „Nur, liebe Menſchin, ſuchen ſie doch keinen übermenſchlichen Menſchen unter ſo vielen kaum menſchlichen Menſchen. Jeder, wer er immer ſei, hat Adams Fleiſch und Blut an ſich. O Liebe, wir ſind alle, und am meiſten die allerfreieſten, gebunden — muß ich auch bei dieſem Anlaſſe ſagen: wir können uns nicht erleſen. Dulden, gelaſſen hoffen, ſoviel wirken, als ſich mit zehn ungebundenen Fingern wirken läßt, können wir“ . . . Und ſo noch Einiges. Dann weiter: „Liebe Lili, o fordere ſo wenig von Deinen Kindern wie möglich, aber dieſes wenige ſo ganz und einfach wie möglich; von den Lehrern ſo wenig wie möglich . . . Du biſt eine vortreffliche Mutter — aber wer kann vor Deiner Vortrefflichkeit beſtehen? . . . . Adieu, liebe, gute, weiſe, ehrliche Lili. Wann ſehen wir einmal das Geſchwiſterpaar Fritz und Lili in Zürich?“ Über dieſe letzte gottgefällige Wendung wird „Schweſter“ Lili, die ihrem „Bruder“ Fritz ſechs Kinder geboren hatte, wohl nachſichtig gelächelt haben. Aber ob ſie von ihrer idealen Forderung gegenüber dem zu beſtellenden Erzieher viel nachgelaſſen hat, erſcheint uns zweifelhaft. Wir werden hierüber noch einiges erfahren.

Zunächst hatte ihr das Schicksal noch tiefere Sorgen und Schmerzen aufgespart. Zu Anfang des Jahres 1791 verlor sie eines ihrer Kinder, einen über alles geliebten Knaben. Sie schreibt hierüber, am 1. Februar, an ihren väterlichen Freund in Zürich einen innigen und ergreifenden Brief: „Heute drei Wochen wurde mir ein sehr sanfter, unbeschreiblich liebreicher, mich mehr als meine übrige Kinder liebender Knabe durch den Tod entrissen." Nur ihr großes Gottvertrauen half ihr über den großen Trennungsschmerz hinweg. „Wir konnten, mein Mann und ich, gerne bei der Leiche verweilen und beten; es war uns Aufmunterung, auch auf dem toten Knaben den Abdruck von Ruhe und Liebe zu sehen, der uns bei seinem Leben so oft entzückt." Sie hegt die Hoffnung, „daß die Bande der reinsten Freundschaft und Liebe nicht auf immer zerrissen würden". Doch will sie von einer „allgemeinen, nicht individuellen Liebe", wie sie lediglich „in der Anbetung Gottes in der Ewigkeit" sein soll, nichts wissen. Dies mag zwar „erhaben" sein, aber sie kann und mag sich eine „vollkommene Gleichheit der Empfindungen" gegenüber allen Menschen nicht denken. Ganz tapfer widerspricht sie: „Wie sollte es möglich sein, daß ich in einer besseren Welt den rohen, ganz sinnlichen Menschen, der hier für mich gar keine Berührungspunkte hatte, mit eben der Wärme liebe, mit welcher ich die liebreiche Hand segnen werde, die mich vom Verderben gerettet hat? Der wohltätige Einfluß der Eltern auf ihre Kinder, ihr Bemühen, sie Gott näher zu bringen, und die Erinnerung an jede Aufopferung sollte mit dem Tod völlig zer-

Lieſe von Türckheim im Kreiſe ihrer Familie.
Ausſchnitt aus einer Zeichnung von Jean Guérin aus dem Jahre 1789.
Im Beſitz des Barons Wilhelm von Türckheim in Baden-Baden.

nichtet sein? Gott sollte das Band der Liebe so fest geknüpft haben und es zernichten wollen? Fern von mir sei dieser Gedanke! Mein Geist kann ihn nicht fassen, und mein Herz würde ihn nicht tragen . . . . . Die letzten Worte meines sterbenden Kindes war der Zuruf: Papa, hilf! ach, Mama, komm! Er streckte seine Arme nach mir aus, legte sich sanft hinein und entschlief mit eben der Ruhe, mit eben der Zuversicht, in welcher er jeden Abend mit dem Gedanken, seine Eltern wiederzusehen, einschlief. Und wir sollen uns nie wiedersehen? nie? Der Gedanken wäre grausam. — Wen er wohl bei seinem Erwachen mag gefunden haben? welcher wohltätigen Leitung er nun anvertraut sein mag? Gewiß einer gütigen, die viel besser und geschwinder jede Anlage seiner Seele entwicklen und sein Bedürfnis nach Liebe befriedigen wird. Aber gewiß wird auch die zu seinen Eltern nicht ganz erlöschen."

War die Frau, die so schrieb, so stark, so innig, so gottgläubig und so tief, wirklich das gleiche Wesen noch, an das einmal „Lilis Park" gedichtet wurde? Man muß sich Mühe geben, sich das vorzustellen. Die Wandlungen in der Menschenseele sind oft der höchsten Wunder voll, und dennoch geschieht alles nach unerschütterlichen ewig-logischen Gesetzen. Wir verstehen jetzt, weshalb Goethe das Mädchen, das ihn manchmal leichtfertig quälte, trotzdem nicht lassen wollte; und weshalb er, wenn er von ihrer lockenden Jugendschöne hingerissen war, so oft beteuerte, daß sie noch tausendmal besser sei als schön. Aber nicht bloß ein sehr guter Kern, auch ein allerfeinstes Empfinden muß von Anfang an in diesem weiblichen

Weſen geſteckt haben. Manches Wort in dieſem Klagebrief einer um ihr Liebſtes trauernden, tapfer um ihre Wiederaufrichtung kämpfenden Mutter iſt eines großen Dichters würdig.

Unterdeſſen hatte ſich über Europa das Ungewitter der franzöſiſchen Revolution zuſammengezogen. Frankreich wurde bis in ſeine letzten Grenzen erſchüttert. Vom Pariſer revolutionären Zentralkomitee gingen Abgeordnete mit aufwiegleriſcher Miſſion in alle größern Provinzſtädte, und ſo ward auch Straßburg bald von dieſen Leuten und ihrem neuen Weltevangelium heimgeſucht. Unruhen entſtanden, die immer mehr anwuchſen und ſchließlich die bedrohlichſte Wendung nahmen. Das Rathaus, „die Pfalz“ genannt, wurde erſtürmt, demoliert und geplündert. Fünfzig Mann Soldaten, hieß es hinterher, würden imſtande geweſen ſein, die von einer Handvoll Pariſer Revolutionäre aufgewiegelten „Straßburger Poliſſons und fremde Handwerksburſchen“, die dieſe Ausſchreitung verübten, im Zaume zu halten. Statt deſſen ſtanden die Truppen, von General Rochambeau entſandt, ruhig Gewehr bei Fuß und ſahen zu, wie die zertrümmerten Möbel zu den Fenſtern hinausflogen und auch, wie goldgefüllte Geldbeutel diebiſch beiſeite gebracht wurden. Das von den Ratsweinen berauſchte Geſindel ſtürmte hierauf zum Archiv, riß Folianten und Akten heraus und ſtreute ſie in elenden Fetzen auf die Straße. Endlich jagte Prinz Friedrich von Heſſen-Darmſtadt die Plünderer auseinander.

Doch damit war keineswegs die Ruhe hergestellt. Zwar hielten, als jetzt für die rettenden Truppen auf offener Straße Festlichkeiten veranstaltet wurden, Friedrich von Hessen und der uns bereits bekannte Max von Zweibrücken ihre deutschen Truppen vorsichtshalber in den Kasernen. Die französischen Mannschaften ziehen jedoch herbei, schreien, lärmen, wiegeln auf. Und die deutschen Truppen lassen sich verführen, brechen aus der Kaserne und ziehen Arm in Arm mit ihren französischen Kameraden truppweise durch die Stadt, dringen in Wein- und Bierhäuser ein, schleifen in trunkenem Übermut volle Fässer auf die Straße, randalieren und üben Unfug, so daß vierundzwanzig Stunden lang nichts als Roheit und Willkür herrschen. Die Bürger, tief erschrocken, hielten sich zitternd in ihren Häusern.

Damit war die Schreckensperiode über Straßburg hereingebrochen. Das Angebertum gedieh. Überall herrschte Mißtrauen. Jedermann trachtete, nach Möglichkeit seine politische Gesinnung zu verbergen und seinen Umgang auf die nächsten Familienmitglieder einzuschränken. Man verschloß abends beizeiten die Wohnungen, verhängte sorgfältig alle Fenster und wehrte jeden Lichtstrahl ab, der nächtliche Spione aufmerksam machen konnte. Lilis Gatte, Friedrich von Türckheim, machte indes solch feiges Wesen nicht mit. Er ließ sich in den Municipalrat wählen und trat durch Besonnenheit und Entschlossenheit dermaßen hervor, daß man ihn in diesen stürmischen Zeiten nach Fritz von Dietrichs Abgange zum Maire von Straßburg ernannte. Lilis Bruder hingegen, Friedrich Schönemann, hatte völlig den Kopf verloren. Mit seiner

lebensluſtigen jungen Frau machte er ſich möglichſt raſch aus dem Staube, feierte in Frankfurt das Kaiſerkrönungsfeſt mit und ging von da nach Heidelberg. Lili ſchrieb ihm am 22. Juli 1792 dorthin einen Brief, in dem ſie den Aufgeregten zu beruhigen ſuchte. Ohne ihn zu tadeln, ſtellte ſie ihm doch ihren Gatten gegenüber, der nur für das Wohl und die Ruhe ſeiner Freunde beſorgt ſei und ſich, was Lili als ein Glück betrachtete, in voller Beſchäftigung halte. „Er iſt feſt entſchloſſen, alles mutig zu ertragen, was die Vorſehung ihm auferlegt; und was mich angeht, ich werde ſein Schickſal teilen, ſo unglücklich es ſich auch geſtalten mag ... Das Pflichtgefühl muß in dieſen Zeiten alle anderen Erwägungen zurückdrängen, und man muß alle Verzagtheit in ſich unterdrücken, um ſeinen Mut zu ſtählen und zu kräftigen.“ So wußte Lili in dieſen ſchweren Zeiten an der Seite eines mutigen und aufopferungsvollen Mannes ſich als deſſen ebenbürtige Lebensgefährtin zu bewähren. „Bin munter und getroſt unter dem Schutze des alten Gottes, den ich mir noch nicht habe wegphiloſophieren laſſen,“ ſchrieb ſie in dieſen Tagen der „Göttin der Vernunft“ an die Jungfer Delph, die auch immer noch exiſtierte.

Eine Lili nur mittelbar treffende Begebenheit verdient hier aus dem Grunde berichtet zu werden, weil ſie die Gemütsverfaſſung jener Tage (1792) in beſonders charakteriſtiſcher Weiſe beleuchtet. Sie erinnert einigermaßen an die Affäre von Lilis zweitem Verlobten, Bernard, und betrifft einen Herrn Jakob Wilhelm Manskopf aus Frankfurt, der möglicherweiſe identiſch mit dem von Lili ab-

gelehnten Bewerber ist. Dieser hatte mittlerweile ein Fräulein Helene Gontard geheiratet, Lilis Cousine zweiten Grades und die Schwägerin ihres Bruders Friedrich Schönemann. Dieser Herr Manskopf muß in jeder Hinsicht ein Unglücksmensch gewesen sein. Er war in Lothringen auf eigene Hand Geschäfte eingegangen, die in den damaligen Zeitwirren unglücklich verliefen und beträchtliche Verluste verursachten. Jakob Wilhelm Manskopf konnte sie nicht ins Reine bringen, und weil er sich vor seinen Brüdern, die er durch seine Tappigkeit mit hineingerissen hatte, fürchtete, so tat er, was auch jener Herr Bernard schon getan hatte: er verduftete spurlos — „um in verborgener Einsamkeit seine Unvorsichtigkeit zu büßen". Seine Gattin, in voller Bestürzung, macht sich auf, um den Entwichenen zu suchen, und kommt so auch nach Straßburg. Dort sitzt eines Tages Lili ganz ahnungslos mit Gästen zu Tisch, als ihr plötzlich eine fremde Dame gemeldet wird. „Ich gehe hinaus," berichtet sie in einem französisch geschriebenen Brief ihrem Bruder Fritz, „und sehe eine Dame, die ich im Moment nicht erkenne, sich in meine Arme werfen, mich mit Tränen überströmen und mir einen Brief hinhalten. ‚Hier! Lies!' ruft sie mich an, ‚dein Bruder!' Ich war dermaßen verstört, daß ich mich zunächst kaum auf den Beinen zu halten vermochte, da ich nichts anderes denken konnte, als du seist gefährlich erkrankt. Ich kam von diesem Schreck erst wieder zu mir, als ich deine Handschrift erkannte und aus dem Inhalt des Briefes ersah, welches das Reiseziel deiner Schwägerin war. Aber auf acht Tage hat die Erschütterung mich daniedergeworfen." Lili sprang

nun hilfreich ein, gab der Couſine einen zuverläſſigen Mann als Führer mit auf die Forſchungsreiſe und ließ ihr durch ihren Freund Dr. Spielmann die richtige Orientierung geben. Die unglückliche Frau tat eine lange Reiſe, ging zunächſt nach Nancy, verfolgte die Spuren des Flüchtlings von dort aus weiter und kam ſo bis nach Calais. Sie war ſchon ganz voller Verzweiflung, weil ſie befürchten mußte, daß ihr wahnbetörter Gatte ſich womöglich nach Amerika eingeſchifft habe. Da erſah ſie jedoch in einer Remiſe ſeine Kaleſche, fand daraufhin auch ihn ſelber, packte ihn unter Tränen ein und führte ihn entſchloſſen nach Frankfurt zurück, wo dann den geſchädigten Herrn Brüdern nichts anderes übrig blieb, als dem traurigen Irrfahrer ſeine kopfloſen Streiche großmütig zu verzeihen.

Die politiſchen Ereigniſſe gingen indeſſen ihren Gang. Um den von den Aufrühreriſchen gefangen gehaltenen König zu entſetzen und die Herbeiführung geordneter Verhältniſſe zu veranlaſſen, marſchierten die verbündeten Preußen und Öſterreicher, verſtärkt durch vertriebene franzöſiſche Adelige, im September 1792 in Frankreich ein und begannen ſo ihre von Goethe als Augenzeugen beſchriebene, ſo raſch und traurig verpuffte Campagne. Wie nahe Goethe und Lili damals einander waren! Aber nie haben ſie vielleicht weniger aneinander gedacht, ſich gegenſeitig jedenfalls weder geſehen noch gegrüßt. Welchen Anteil an den Weltereigniſſen die junge deutſche Frau in Straßburg nahm, beweiſt ein weiterer Brief an ihren Bruder (vom 6. September), der gleich den beiden anderen in tadelloſem Franzöſiſch geſchrieben iſt. Lili ſtößt darin einen „Schmerzensſchrei“ aus

über die „neuen Ungeheuerlichkeiten der Hauptstadt", über die Erstürmung der Gefängnisse, die Ermordung der Gefangenen, über die Niedermetzelung von Priestern in der Kirche. Sie fleht Gott den Allmächtigen „nicht um Rache, aber um Gerechtigkeit" an. Und wiederum rühmt sie ihren Mann. Er ist auf seinem Wachtposten, der Mairie. Seine Frau hat nicht zu ihm gelangen können, aber sie ist glücklich, „zu sehen, mit welch standhaftem Mut er den gefahrvollen Umständen entgegentritt und ihnen gewachsen ist. Du kennst seine Meinung; er war stets der Freund des Bürgertums, und sein Patriotismus besteht darin, daß er seine Mitbürger glücklich machen will. Dazu gibt ihm jetzt seine Stellung die schönste Gelegenheit, er ist beglückt darüber und nimmt seine Tätigkeit hin als eine Entschädigung für alle Sorgen und Gefahren."

Doch nicht lange mehr sollte Friedrich von Türckheim sich des so gefahrvollen Amtes eines Bürgermeisters von Straßburg rühmen dürfen. Vom Pariser Nationalkonvent aus wurden drei Jakobiner als Kommissarien der neuen Regierung an die Ostgrenze entsandt, an ihrer Spitze der berüchtigte Rühl. Sie kamen nach Straßburg und brachten gleich die Guillotine mit, die auch ungesäumt ihre Tätigkeit begann. Natürlich wurde die Straßburger Stadtleitung, das ‚Corps administratif', alsbald von allen aristokratischen und maßvollen Elementen gesäubert, und so konnte auch Türckheim nicht länger seine Stelle behalten. Am 20. Januar 1793 erschienen mehrere Vertreter des Comité du salut public bei ihm und kündigten ihm an, daß er weichen müßte. Widersetzlichkeit war

unmöglich, und somit zog sich Türckheim mit seiner Familie nach seinem Landgute bei dem Dorfe Posttorff in Lothringen zurück. Hier verbrachte er anderthalb Jahre in stiller Ruhe und Zurückgezogenheit, ein Freund und Wohltäter der umwohnenden Landbevölkerung, die ihn und die Seinen hoch verehrte. Als er es jedoch einmal wagte, seine Verbannung zu unterbrechen und nach Straßburg zu gehen, um nach dem Tode seines Vaters seiner sterbenden Mutter die Augen zuzudrücken, wurde er sogleich verhaftet und von Mitte September bis 5. Oktober 1793 in Gewahrsam gehalten. Alsdann wurde er, weil sich nichts wider ihn hatte aufbringen lassen, befreit und hatte nach Posttorff zurückzukehren.

Gewiß hat sich dort die Familie enger noch als vorher in Straßburg zusammengeschlossen. Es waren nach dem Tode des früher erwähnten Knaben fünf Kinder vorhanden: Elisabeth, nach der Mutter „Lilli" genannt, geboren 1779; Friedrich (Fritz), geboren 1780; Karl, geboren 1783; Wilhelm, geboren 1785; und als jüngster Heinrich, geboren 1789. Sie waren alle gutgeartet; wir werden bei einer späteren Gelegenheit hören, was ihre Mutter zu ihrer Charakteristik zu sagen hatte. Ihr Hauslehrer war zuerst ein gewisser Johann Michael Fries, Diakon an St. Nicolai, gewesen und nach und neben ihm Franz Heinrich Redslob (geb. 1770 in Straßburg), ein junger Theologe und Philosoph, der es später vom Pfarrer und Gymnasiallehrer zum angesehenen Universitätsprofessor in seiner Vaterstadt gebracht hat. Er wird sehr gerühmt und war gewiß in vielem eine Erfüllung der

Wünſche, die Frau von Türckheim in ihrem Briefe an Lavater ſo ſchön und nachdrücklich ausgeſprochen hatte. Doch konnte er in jenen Zeiten nicht dauernd ſeinen Hauslehrerpoſten ausfüllen. Denn als am 23. Auguſt 1793 ein Aufruf an die Nation zur Verteidigung der bedrohten Grenzen erging, eilte auch der junge Redslob zu den franzöſiſchen Fahnen. Als Mitglied eines vornehmlich aus Studenten gebildeten Bataillons kam er nach dem von den Öſterreichern belagerten Fort Louis, und als dieſes nach mehrtägiger Beſchießung, am 16. November kapitulierte, wurde die ganze Beſatzung kriegsgefangen. Redslob wurde nach vorheriger Internierung in Haslach nach Ulm transportiert, wo er krank ankam, dann indes bei einem Geſchäftsfreunde ſeines Vaters, namens Kindervatter, willkommene Aufnahme fand. Jedenfalls war alſo, entgegen anderer Darſtellung, Redslob nicht jener Hauslehrer, der die Familie Türckheim auf ihrer ſofort zu berichtenden Flucht nach Deutſchland begleitete.

Denn die Lage in Poſttorff ſollte ſich auf die Dauer nicht als ſo ſicher erweiſen, als ſie anfänglich erſchienen war. Nur der freundwilligen Geſinnung des dortigen Landbürgermeiſters, der ihn mit eigener Gefahr warnte, hatte es Türckheim zu verdanken, daß ihm nichts Arges paſſierte. Da ihm, um ſeinen Rat zu hören, gewohnheitsmäßig die einlaufenden Schriftſtücke unterbreitet wurden, ſo wurde ihm eines Tages — es war am 6. Juli 1794 — gleichſam irrtümlich, auch eines vorgelegt, das ſeinen eigenen Verhaftsbefehl enthielt. Das war, erzählt ſein Sohn Friedrich, ſo gut wie die Guillotine ſelbſt,

und kein Augenblick war zu verlieren. Türckheim umarmte Frau und Kinder, ſteckte einiges Geld zu ſich und floh durch die Gärten des Dorfes, während die Sturmglocke läutete, die die Patrioten zuſammenberief, um ihnen den Wortlaut des Ediktes zu verkünden. Der Flüchtling wanderte Tag und Nacht, bis er nach Saarbrücken kam, wo er, als Holzhauer verkleidet, mit der Axt auf der Schulter, über die Saar durch franzöſiſche und preußiſche Vorpoſten ſich durchſchlich, endlich auf freien Boden gelangte und dann, immer noch verkleidet, ſeinen Weg nach Heidelberg fortſetzte. Von Ottweiler aus ſchrieb er an ſeinen Schwager Friedrich Schönemann: „Lieber Freund! Nach zwanzig ununterbrochenen Stunden Fußmarſch bin ich mit Gottes Beiſtand glücklich bei den königl. preußiſchen Vorpoſten. Ich hoffe und wünſche ſehnlichſt, Dir in weniger als acht Tagen die Ankunft Deiner Schweſter mit meinen fünf Kindern melden zu können . . . Sonntag, den 6. abends, da ich ſie verließ, waren alle noch geſund und wohl. Halte den Ort meines Ausgangs geheim.“ Schon vorher hatte er durch einen alten treuen Invaliden den Seinigen melden laſſen: „Der Weg über Saarbrücken iſt frei, ihr ſollt kommen.“ So galt es alſo mit den fünf Kindern, die damals im Alter zwiſchen fünf und fünfzehn Jahren ſtanden, die gefahrvolle Wanderung durch feindliche Heeresmaſſen hindurch, die Schergen einer blutigen Regierung im Rücken, anzutreten. Als fromme Frau ſtärkte ſich Lili zuerſt im Gebet und machte ſich dann mit den Kindern, dem Hofmeiſter Fries und einer Wärterin auf den Weg. An den in Ulm gefangenen Redslob ſchickte der vierzehn-

jährige Fritz die folgende Schilderung dieser Flucht: „Dienstag des Abends [also zwei Tage nach dem Fortgang des Vaters] um sechs Uhr verreisten wir von unserem Aufenthaltsorte, ein jeder seinen kleinen Bündel auf dem Rücken, marschierten die ganze Nacht hindurch und kamen des Morgens um neun Uhr glücklich bei St. Arneval, einem kleinen Dorfe bei Saarbrücken, an. Nachdem wir ein wenig ausgeruht, gegessen und alsdann geschlafen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg (es war vier Uhr) und gingen durch Saarbrücken, St. Johann und die französischen Vorposten durch, ohne daß nur ein Hahn nach uns krähte. Wir kamen auf einer Glashütte an, die dem Herrn Wagner zubehört, wo man uns nur ein wenig Stroh geben konnte, auf das wir uns legten und auf dem wir so gut schliefen als in dem besten Federbette . . .“ Am folgenden Morgen, Donnerstag, ging es dann auf Leiterwagen nach Ottweiler, von dort nach Kaiserslautern und von dort teils mit der Post, teils auf Leiterwagen bis Türckheim, „wo wir ganz ermüdet um zehn Uhr nachts ankamen, wo man uns wiederum keine Betten sondern nur ein wenig Stroh geben konnte.“ Von dort endlich ging es nach Mannheim.

Dieser nüchterne Bericht kann durch einige farbige Einzelheiten weiter ergänzt werden. So erzählt Lili selbst in einem Brief an ihren Bruder, daß sie, als Bäuerin verkleidet, ihren Jüngsten, Heinrich, in ein Tuch gebunden auf dem Rücken trug, während sie den schon neunjährigen Wilhelm an der Hand führte. Diesem verstand sie dadurch in heiterer Weise Mut zuzusprechen, daß sie ihm,

wenn er tapfer durchhielte, für seine wunden Füße ein paar neue Stiefel versprach — wie dieser ganz stolz später seinem Onkel von Heidelberg aus mitteilt. Ferner passierte bei Saarbrücken, beim Übergang über die Saar, ein kleines Abenteuer, das immerhin eine gefährliche Wendung hätte nehmen können. Dort war nämlich, wie der Hauslehrer Fries berichtet, die Brücke gesperrt, und nur Landleute aus der Gegend, welche Lebensmittel in die Stadt brächten, sollten sie passieren dürfen. Man beschloß daher, auf kürzere Zeit sich zu trennen. Der Hauslehrer und die drei älteren Knaben wählten einen Fußpfad längs dem Saarufer, fanden eine seichte Stelle, an der gebadet wurde, mischten sich unter die Schwimmer und kamen so ans andere Ufer. Frau von Türckheim aber, ihre fünfzehnjährige Tochter zur Seite, den fünfjährigen Heinrich in ein Tuch auf den Rücken gebunden, einen Korb mit Gemüse auf den Kopf gesetzt, schritt, ganz „Bäuerin", mutig und entschlossen der Brücke zu, um sie zu überschreiten. Die frische, appetitliche Bauersfrau scheint den Übermut einiger Soldaten wachgerufen zu haben, die ihr zweideutige Neckworte zuriefen und sie mit Wasser zu bespritzen begannen. Vielleicht drohten sie gar zudringlich zu werden, und es hätte, wo nichts Schlimmeres, doch wenigstens soviel sich ereignen können, daß Lili angehalten und erkannt, vielleicht verhaftet wurde. Da hieß es also tapfer und geistesgegenwärtig sein. Munter rief die gelassen ausschreitende Bauersfrau ihren Belästigern zu: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille?" und erreichte damit, daß man sie unbehelligt ließ und sie unange-

fochten den Weg über die Brücke zurücklegen konnte. Endlich wird von einer Begegnung mit preußiſchen Offizieren berichtet, die wohl in Kaiſerslautern ſtattgefunden hat, wo dieſe im Gaſthaus aus dem feinen Benehmen und den Reden der an das Ende ihres Tiſches geſetzten „Bauern“ die ariſtokratiſchen Flüchtlinge erkannten. Lili erzählte dann offen und einfach, wie ſie und die Kinder dem drohenden Beil der Guillotine entflohen ſeien und jetzt dem geretteten Gatten und Vater nacheilten, um ſich mit ihm zu ihren Verwandten nach Frankfurt zu begeben. Zufällig kannte einer der Offiziere, ein Herr von Schulenburg, die Familie Schönemann, und ſie fanden an ihm einen liebenswürdigen Beſchützer.

In Mannheim endlich vereinigten ſich die Flüchtlinge mit dem aus Heidelberg in Begleitung ſeines Schwagers Jacob herbeigeeilten Vater und freuten ſich, nun wieder in ihrem eigentlichen Vaterlande zu ſein, das ſie, nicht gerade zutreffend, „das Land der Freiheit“ nannten.

Mittlerweile war in Lilis Vaterſtadt Frankfurt alles zum Empfang der aus ihrer elſäſſiſchen Heimat Vertriebenen hergerichtet worden. Frau Daniel Andreas Gontard, Friedrich Schönemanns Schwiegermutter und eine gebürtige d'Orville, hatte ihren ſchönen Garten „an den Windmühlen“ nebſt dem darin ſtehenden Landhauſe der Familie v. Türckheim zur Verfügung geſtellt. Dort blieb dieſe etwa vier bis ſechs Wochen und mußte nun ſehen, wie ſie ſich mit den paar mitgenommenen

Habseligkeiten in den alt-neuen Verhältnissen am praktischsten einrichtete. Natürlich lag die Hauptlast auf Lili. Schon aus Heidelberg hatte der Sohn Fritz seinem Oheim gemeldet, daß die liebe Mama sich wegen ihres Nichtschreibens entschuldigen lassen müsse. „Aber da wir von unseren Sachen nichts haben retten können, so ist sie mit Hemdenschneiden und Nähen so beschäftigt, daß sie nicht abkommen kann." Dies wird im Frankfurter Gartenhaus nicht anders gewesen sein. Die ehemals mit soviel Glanz umgebene Lili sah sich bei ihrer Heimkehr in die Vaterstadt in recht dürftige Verhältnisse gestellt. Dazu kam eine „gefahrdrohende Unpäßlichkeit" ihres Gatten, von der sie in einem Briefe an den noch in Ulm gefangen gehaltenen Reding berichtet. Wie es scheint, hatte der bisherige Hofmeister der Kinder sie bereits verlassen, und sie hegt nun den Wunsch, den erprobten Freund Reding zurückzugewinnen. Ganz zart und vorsichtig klopft sie bei ihm an und sucht in einem zweiten Brief die bescheiden geäußerten Zweifel des Freundes an seiner Befähigung liebevoll zurückzuweisen. Sie bekennt, daß sie „Leitung und Erziehung" mehr noch als Unterricht für ihre Knaben wünsche. Über ihre eigene gegenwärtige Lage macht Frau Liese nur ein paar Andeutungen, indem sie schreibt: „Durch Missen und Genießen führt uns unser guter Genius manchen zwar unbequemen und oft rauh ungebahnten Weg, aber immer ließ er uns ein Ziel erreichen, das unseren Herzen Ermunterung und dem Geiste den Trost gewährte, in dem Empfangenen ein Pfand des Zukünftigen zu erblicken." Sie hegt die Hoffnung, in deutschen Landen wohl aufgenommen zu

sein und begründet dies: „So sehr wir in gewisser Rücksicht als Emigranten angesehen werden können, so gewiß glaube ich, daß ich als teutsche Bürgerin und mein Mann, als in Teutschland auf seines Bruders Gütern Mitbelehnter, nicht als solche werden angesehen oder behandelt werden."

Indes konnte in Frankfurt ihres Bleibens nicht länger sein. Aus praktischen Gründen, vorwiegend der Billigkeit und der Bildungsmöglichkeiten halber, wählte die Familie das von Emigrierten auch sonst bevorzugte kleine Erlangen zu ihrem Aufenthaltsort. Gegen Ende August traf man dort ein, und in Briefen an ihren Bruder Friedrich schildert Lili ihre ersten Eindrücke. Diese Briefe sind von besonderer Wärme, Dankbarkeit und Freundschaft und zeigen, daß die Schwester in diesen Zeiten der Not und Sorge an ihrem Bruder einen treugesinnten Helfer und Berater gefunden hatte. „Während unseres Aufenthaltes auf dem Lande war es mir zum Ideal von Glück geworden, mich in den Kreisen meiner Freunde zu denken; aber bei dir, mein innigster Freund und Bruder, sah sich selbst mein höchstes Erwarten noch bei weitem übertroffen. Durch meine Jugendfreunde so herzlich empfangen und durch allseitiges Wohlwollen so liebevoll bewirtet, was blieb mir zu wünschen übrig?" Schwer fiel ihr das Scheiden; doch sie hofft nicht immer getrennt zu bleiben. „Hier sind wir in einem schönen gesunden, durch gute Menschen bewohnten Städtchen, haben uns über die uns gewordenen freundlichen Äußerungen nur zu freuen und versprechen uns ein ziemlich angenehmes, besonders aber instruktives und ökonomisches Leben. Bei meinen Knaben hat der

Unterricht bereits angefangen, bei Lilli [der Tochter], wird er vorbereitet, und Türckheim ſchickt ſich ebenfalls an, Kollegien zu hören," — wie dieſer ſelber ſchreibt, betrafen dieſe Chemie und Mineralogie: „nicht um Gold machen zu lernen, worin ich es nicht weit bringen würde, wohl aber, um meinen Geiſt in Tätigkeit zu erhalten." Etwas enttäuſcht waren ſie über die Kahlheit ihrer Wohnung, ſo daß Frau Lieſe die Freundlichkeit ihrer Schwägerin für verſchiedene Beſorgungen in Anſpruch nehmen muß. Die politiſchen Verhältniſſe findet ſie etwas unruhig. Offenbar gab es in Erlangen nicht wenige Freunde der neuen weltbeglückenden Ideen — denen jedoch die konſervativ gerichteten Türckheims mit entſchiedener Skepſis gegenüberſtehen. Natürlich wirkten auch die empfangenen Lebenseindrücke hierzu mit. So erzählt Lili in einem zweiten Briefe an ihren Bruder von einem aus Frankreich flüchtig geweſenen jungen Baron von der Yver, der von ſeinem Vater — auf Befehl — zurückgerufen, ſofort ergriffen und guillotiniert wurde. Sie bittet und beſchwört daher ihren Bruder, daß er einen jungen Freund namens Städel nur ja davon zurückhalten möge, das gleiche Schickſal zu befahren. „Möge es ihm anſchaulich werden, daß unſer armes Vaterland der Regierung ehrgeiziger Menſchen zur Beute geworden iſt und daß die Guten nur ſeufzen und trauern können."

Die Hauptſorge dieſer treuen Mutter war aber, den Mann ihres beſonderen Vertrauens, Redslob, zurückzubekommen. Nicht weniger als acht Briefe ſchrieb ſie in dieſer Angelegenheit in kaum mehr als in einem Monat. Soviel Mühe war aufzuwenden, um den politiſchen Gefangenen frei zu bekommen, doch

Bildnis Lilis aus ſpäterer Zeit.
Radiert nach einem Relief von Landolin Ohmacht.
Aus Th. Gerolds Biographie von Franz Heinr. Redslob
(Verlag von J. Ed. Heitz in Straßburg).

auch um dessen persönliche Skrupel zu beschwichtigen.

„Sprechen Sie doch ja nicht mehr", heißt es im Brief vom 6. September, „von gegen uns zu erfüllender Pflicht. Was konnten wir denn für Sie tun, das auch von ferne nur mit der Verbindlichkeit, die wir Ihnen schuldig sind, in Vergleich käme? Und was mein Bruder so glücklich war zu tun, war das nicht Pflicht der Menschheit? würden Sie nicht mit enthousiasmus ein gleiches getan haben? Lassen Sie uns denn dem Geschicke danken, Gelegenheit gefunden zu haben, eine so süße Pflicht erfüllen zu können." Und so noch verschiedenes in demselben herzlichen und biedermeierlichen Zeitstil ... Die Loslösung des jungen Mannes verzögerte sich übrigens immer aufs neue, worüber Lili viel zu klagen findet. Endlich nimmt der Herzog von Sachsen-Tetschen die Sache in die Hand, und Redslob kommt frei. Der ganze Herzenstakt der Frau zeigt sich aber jetzt darin, daß sie den durch ihre eifrigen Bemühungen Befreiten nun keineswegs gebieterisch für sich einfordert, sondern es ihm zartfühlend freistellt, ob er nicht vielleicht lieber zu seinen Eltern zurückkehren wolle. „Immer würde der zu laute Wunsch meines Herzens mir ein Vorwurf werden ... Befragen Sie Leute von Kopf und Herz." Aber natürlich, Redslob entscheidet sich für die Familie Türckheim, und so trifft er um Mitte Oktober wieder ein. „Wir grüßen Sie alle recht herzlich. Elise," schreibt seine künftige Gebieterin ihm nach Nürnberg entgegen.

Auch über die menschlich-geselligen Verhältnisse in Erlangen hat Frau von Türckheim ihrem Redslob zu berichten gehabt. „Wir fangen an, hier ganz

eingerichtet zu werden," schreibt sie am 25. September, „und gewöhnen uns, den immer wieder aufkeimenden Vergleich zwischen [hier und] unserem lieben St[raßburg] zu unterdrücken. Zwar scheinen die Menschen gutmütig und dienstfertig zu sein; aber unvergeßlich werden doch immer meine zweiten Landsleute die erste Stelle in meinem Herzen behaupten," — welch letztere Wendung wohl weniger ein Bekenntnis zum Franzosentum als zum Elsässertum bedeutet: sind doch sämtliche Briefe an den Elsässer Redslob in deutscher Sprache abgefaßt. Wenig zufrieden ist Frau Liese mit dem Erlanger Gymnasium, das mit dem in Straßburg nicht zu vergleichen sei. Sie hat sich viel mit den Knaben zu plagen. Sie seufzt: „Mehr und lebhafter fühle ich es jeden Tag, daß Knabenerziehung Männern geziemt; das Mildern, Ausbilden, Besänftigen und auch oft durch Zutrauen Heben ist Weiberbestimmung." Auch an ihren Bruder Friedrich berichtet Lili (am 12. Oktober) über die sozialen Zustände ihres neuen Wohnorts. Sie klagt zunächst darüber, daß sie sich mit neuem Bettzeug hat versehen müssen, das sie sich aber wohlfeil in Nürnberg verschafft hat; „nun nähen wir darauf los." Über ihre neuen Bekannten will sie sich im allgemeinen des Urteils enthalten. Man ist gewiß ganz schicklich und zuvorkommend; „da es aber nicht in meinem Charakter liegt, mich vorzudrängen oder schnell Verbindungen anzuknüpfen, so erwiderte ich bis daher nur die uns dargebotenen Höflichkeiten, ohne mir jedoch einen näheren Zirkel zu bilden." Einige Not hat sie mit der Markgräfin von Ansbach, die sie voll Liebenswürdigkeit in ihren Kreis zu ziehen sucht. Frau

von Türckheim weicht jedoch aus, „weil Aufwand von Zeit und Putz nicht unsere Sache sein kann.“ Als sie der Markgräfin aber eines Tages auf der Promenade begegnet und von ihr angesprochen wird, kann sie nicht umhin, einen Besuch zu machen. „Glücklicherweise ist sie aber nun verreist, und ich kann still und häuslich für mich fortleben.“ Unbegreiflich erscheint ihr „die Anhänglichkeit der Deutschen für Frankreich“, das soll heißen, für die durch die Revolution geschaffenen neuen Zustände. Sie glaubt darin „Durst nach Neuerungen“ zu erkennen und ist auf der Hut vor den namentlich in Nürnberg ansässigen Anhängern der revolutionären Ideen. Doch auch mit den französischen Emigranten, wohl größtenteils verlotterten Aristokraten, will sie nichts zu schaffen haben. In dortiger Gegend „mag man sie nicht, auch bei der Frau Markgräfin sind sie nicht aufgenommen. Ihr Ton und ihre Grundsätze mißfallen durchgehends. Glücklicherweise setzt man uns nicht in eine Klasse mit ihnen; auch sehen wir keinen derselben, weil sie wirklich mit zuviel Prätensionen auftreten.“

Hingegen fand Frau von Türckheim in einer jungen Weimaranerin, einem Fräulein von Egloffstein, eine Dame, deren Verkehr sie nach allem, was wir hören, gesucht und gepflegt hat. Und zwar war es wohl der Wunsch, etwas über Goethe zu erfahren, was Lili zunächst zu Fräulein von Egloffstein hinzog. Diese hat als alte Dame, damals Generalin von Beaulieu-Marconnay, im Jahr 1830, auf Goethes Veranlassung über jene Begegnungen mit der damals sechsunddreißigjährigen Lili einen Bericht niedergeschrieben, den wir in der Hauptsache hier folgen lassen: „Der Eindruck, den

ihre Persönlichkeit im ersten Moment auf mich machte, läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen. Ich glaubte Iphigenien vor mir zu sehen. Die hohe schlanke Gestalt, der milde schwermütige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber immer noch anmutigen Gesichtszüge und vor allem die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele — sonderbar genug, da keine Ideenverbindung stattfinden konnte, indem ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß Frau von Türckheim und der große Dichter jemals in vertrauter Beziehung standen. Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet: denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rührender Offenheit, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde und bloß deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres über Goethes Leben und Schicksale zu vernehmen, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Die Innigkeit, ja ich darf sagen, die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprechlich und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich damals leider noch nicht persönlich kannte. — Dieser Umstand verhinderte mich, dem Wunsche seiner Jugendfreundin Genüge zu leisten; allein die teure Frau ließ es mich nicht entgelten, und von jenem Augenblick an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältnis zwischen uns beiden. So lange ich lebe, werde ich an die genuß- und lehrreichen Stunden mit tiefbewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türckheim zu-

brachte, und ihre Tugenden zum Vorbilde nehmen. — Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, woraus ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand sie mir: ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl gewesen; und wenn seine Großmut die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegenteil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich: dem unvergeßlichen Freunde, wenn ich ihn einst von Angesicht zu Angesicht schaute und sich eine schickliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzuteilen, was sie mir in dieser Absicht anvertraut habe."

Es mag sein, daß von diesem Bericht, wenn man der historischen Wahrheit auf die Spur kommen will, einige Abstriche zu machen sind. Gewiß ist er mit der erkennbaren Absicht geschrieben, Goethe eine Freude zu bereiten, und die Verfasserin hat

deshalb hie und da einige Linien verstärkt. Gewiß wird auch, nach sechsunddreißig Jahren, das Gedächtnis der vortrefflichen Dame nicht mehr unbedingt zuverlässig gewesen sein, und sie mag deshalb einige Schiebungen vorgenommen haben. Aber in der Hauptsache klingt die Erzählung durchaus glaubwürdig. Warum soll Lili, nachdem seit soviel Jahren die Ereignisse ihrer Jugend in ein ideales Licht getreten, nachdem vor allem der Sinn und die Bedeutung jenes ganz einzigartigen und wundervollen Erlebnisses ihr nachträglich erst aufgegangen waren — warum soll sie nicht von Goethe und seiner Liebe mit besonderer Wärme und Inbrunst, ja auch mit ein wenig durchleuchtender Sehnsucht und Wehmut gesprochen haben? Gewiß wird sie ihren Türckheim nicht in der kleinsten Weise, auch nicht andeutungsweise, herabgesetzt haben. Aber wie sollte eine Frau, die in bedrängten Verhältnissen in der Verbannung lebte, sich als „vollkommen glücklich" bezeichnen? Wenn es weiter heißt, ihre Leidenschaft für Goethe sei größer gewesen, als ihr Pflichtgefühl usw. — so ist es jedenfalls möglich, sowohl daß Fräulein von Egloffstein sich ein wenig verhört, wie auch daß die Generalin von Beaulieu sich nicht genau mehr erinnert habe. Lili wird eine Anspielung darauf gemacht haben, daß sie bereit gewesen sei, mit Goethe nach Amerika zu gehen, vielleicht selbst „durchzubrennen": dies nimmt sich dann in der vorliegenden Darstellung etwas gefährlicher aus, als es gemeint gewesen war. Daß Lili Goethe den „Schöpfer ihrer moralischen Existenz" genannt habe, ist ein zu prägnantes Wort, als daß es erfunden sein sollte. Und so kann sie

auch gesagt haben, daß er ihr ihre Lebensbahn vorgezeichnet habe. Dies braucht indes nicht zu heißen, daß der junge heißblütige Goethe ihr in seinen Liebesstunden moralische Vorträge gehalten habe. Es bezieht sich vielmehr auf den allgemeinen Eindruck seiner überragenden und im Idealen und Dichterischen kraftvoll strebenden Persönlichkeit. Es bezieht sich selbstverständlich auch nicht bloß auf die zehn Monate einer rasch verrauschenden Jugendliebe, sondern in mindestens gleichem Maße auf die zwanzig darauffolgenden Jahre eines ernsten und menschlich-reinen Strebens. Und wird Lili in diesen Jahren nicht in einem vielleicht stillen, aber doch sehr innerlichen Geistesverkehr mit dem ihr so teuren Dichter, etwa als dessen hingebende, vieles fein erfühlende Leserin, gestanden haben? Hat sie sich nicht vielleicht — halb unbewußt wahrscheinlich, sicherlich im Tief-Geheimen — ein wenig nach Goethes idealen Frauengestalten geformt, deren individuelles und seelisches Wesen sie wohl zarter und ahnender verstand als hunderttausend andere? Dann war es vielleicht kein Zufall, wenn die Weimaraner Besucherin durch Lilis ganze Erscheinung an Iphigenien erinnert wurde. Jedenfalls war sie, wie wir bald hören werden, nicht die einzige, der solche Erinnerung aufstieg. Und so dürfen wir ihr auf jeden Fall danken, daß sie uns ein so schönes und sympathisches Bild von Goethes Lili aufbewahrt und vor allem darin gezeigt hat, daß das ideale Märchen ihrer Jugendliebe in Lilis Seele nicht erstorben war, sondern in eigener und frauenhaft-anmutiger Weise nachlebte.

So verstrich das Erlanger Jahr in Stille und Streben, in Warten und Weben. Die Verbannten

vergaßen niemals, daß sie in provisorischen Verhältnissen lebten und daß es ihr vornehmlichstes Trachten zu sein habe, in ihre elsässische Heimat zurückzukehren. Dort hatte sich mittlerweile die Lage soweit beruhigt und geklärt, daß Friedrich von Türckheim im Jahre 1795 den Entschluß faßte, den an ihn ergehenden Rufen zu folgen und, zunächst für seine eigene Person, heimzukehren. Die Familie sollte dann später, wenn alles in Ordnung sei, nachfolgen. Teils im Postwagen, teils auch zu Fuß gelangte er durch Schwaben nach Basel und traf am 24. Juni in Straßburg ein, wo er bei seiner Schwester abstieg und überall ehrend bewillkommt wurde. Bis er sich dort völlig eingerichtet hatte, blieb seine Gattin mit den Kindern in Erlangen, wo ihr ihr Bruder ein Monatsgeld von 180 Fl. zahlte. „Wundere dich nicht", schreibt die Biedere, „wenn ich in unseren jetzigen Umständen dennoch soviel auszugeben mir erlaube; ich bestreite damit gewiß keine Phantasien und schäme mich keiner Arbeit, deren ich in meiner Haushaltung und bei nur einer Magd von aller Art habe. Außer meinen fünf Kindern, Herrn Redslob und einem verwaisten Elsässer, der bei uns ist, habe ich auch noch für meine zwei Neveus [Söhne von Johann von Türckheim] und sonst noch für mancherlei zu sorgen, und haben sowohl die Lehrmeister wie die opinion publique, daß man vermögend sei, nicht minder ihren guten Anteil daran." Frau Liese verstand es also ausgezeichnet, sich einzuschränken und sich veränderten Verhältnissen anzupassen — stets ein sicheres Zeichen wirklicher Vortrefflichkeit. Dazu lebte sie in beständiger Sorge,

daß sie und ihr Gatte von der französischen Regierung für „Emigranten" erklärt werden würden, was die Einziehung ihrer sämtlichen Güter zur Folge gehabt hätte. Dies traf freilich nicht ein; aber ihr bescheidenes Leben setzte sie dennoch fort. Ja, sie machte ihrer Tochter Lilli, die von ihrem Onkel Friedrich Schönemann nach Frankfurt eingeladen war, freundschaftliche Vorstellungen, „ob bei so geschmälertem Vermögen der Hang nach Zerstreuung nicht eher zu unterdrücken als anzufachen sei? und ob nicht die neuen Aufopferungen, die uns bei unserer Rückkehr erwarteten, leichter dadurch zu ertragen sein werden, wenn sich meine Tochter an eine gleichförmige Lebensweise gewöhnt und es gelernt hat, der Notwendigkeit nachzugeben?"

Endlich konnte auch Frau von Türckheim ihrem Gatten folgen und Erlangen Anfang September mit ihren Kindern verlassen. Am 10. war sie in Stuttgart, gegen den 15. traf sie in Zürich ein, wo sie ihren alten Freund Lavater zu besuchen hatte. Infolge der Erkrankung eines ihrer Kinder verzögerte sich dieser Aufenthalt, so daß er etwa drei Wochen währte. Jedenfalls wird am 5. Oktober durch Lavaters Schwiegersohn, Georg Geßner, ihre Anwesenheit noch bezeugt. Dieser hatte schon vorher in sein Tagebuch eingetragen: „Ging ins Pfarrhaus, wo ich Türckheims geistreiche Frau sah. Man sprach meist von der Revolution; vom Streite der Vernunftsätze mit der Praxi." Eine ausführlichere Schilderung von Lili in Zürich entwirft Goethes Freundin Bäbe Schultheß in einem Brief an diesen (vom 2. Dezember 95). Sie möge in ihrer urwüchsigen Art hier buchstaben-

getreu folgen: „Schon ſint den Auguſt [muß heißen: September] hebe ich Dir einen lieben Gruß auf . . Da ſahe ich zum erſten mahle die Liſe Türkheim — und genoß ein paar ſchöne ſtille Stunden mit Ihr — ſo fühlte ich mich wohl noch kaum mit Jemandem gleich zu Hauſe wie mit Ihr — — ach! aber Sie iſt durch Leiden und Schickſale körperlich ſehr mitgenommen — aber deſto erhöhter Ihr Muth — deſto feſter die Kraft Ihrer Seele. — Es that mir ſehr wohl auch von Dir mit Ihr zu ſprechen, ſie ſagte: ‚Ich laß' ihn grüßen, und freue mich beim Andenken an Ihn das reine Bild, das er durch ſein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt darin zu wahren, und werde es durch nichts, daß mir geſagt werden mag verwiſchen laſſen!' Sie war lang in Erlang mit ihrer Familie, der Mann ging früher zurück — und Sie folgt nun auch wieder mit ihren holden Kindern — wie's Ihr nun wohl weiter ergehen mag? — und doch wann eine Sterbliche von guten Geiſtern bewacht und hindurchgeführt wird, ſo iſt's dieſe . . . es war mir ſo wohl neben Ihr, als wenn ich in Deiner Iphigenie leſe — — ſo wohl und ſo wehmütig, als wenn ich mir eine Stelle im Werthern aufſchlage — — — ſo wohl von Dir mit Ihr zu ſprechen!"

Hier tritt uns alſo abermals und völlig unabhängig vom erſten Male die Erinnerung an die goethiſche Iphigenie entgegen. Es muß doch wohl etwas vom Weſen dieſer keuſchen und hoheitvollen Prieſterin in dieſer Frau von Türckheim ſich verkörpert haben. Und wie ſchön iſt's, daß ſie ſich das reine Bild, das ſie vom Jugendgeliebten im Herzen trägt, nicht mag trüben laſſen, und daß ſie

keinem erlaubt, daran herumzumäkeln. Dies zeigt, daß es hier wirklich ein Heiligtum für sie gab — ein Heiligtum der Erinnerung, an dessen Altar sie ganz allein opferte und zu dem sie niemandem den Zutritt gestattete.

Spätestens Mitte Oktober 1795 muß die Türckheimsche Familie in Straßburg, nach fast dreijährigem Fernbleiben, wieder vereinigt gewesen sein.

Was jetzt noch kommt, sind ruhige Zeiten — trotz politischer Unruhen — Freuden und Sorgen der Eltern an ihren Kindern — leise einbrechender milder Altersſonnenschein. Die starken Ereignisse fehlen. Aber mancherlei Fäden spinnen sich geduldig weiter oder knüpfen sich vorübergehend, schon silberfunkelnd, wieder an, die wir doch in flüchtigem Verweilen wollen vor uns aufschimmern lassen. —

Die äußeren Verhältnisse des Hauses Türckheim sollten sich rasch wieder ordnen. Es seien diese Ereignisse nach dem Nekrolog vom 12. Juli 1831, wie er dem bereits verwitweten Herrn Friedrich von Türckheim in den elsässischen Blättern gewidmet wurde, angeführt. Dieser Nachruf bildet immerhin ein charakteristisches Dokument der Zeit. „Verfolgt, verbannt vom Lande, das er heiß geliebt, vertrieben, wurde er nach wiederhergestellter Ordnung zurückgerufen und befriedigte alle seine Gläubiger, während der größte Teil seines Vermögens von der Revolution verschlungen war; mit Hilfe seiner Mitbürger baute er seinen Wohlstand von neuem auf, ohne daß ihn die eigenen

getreu folgen: „Schon ſint den Auguſt [muß heißen: September] hebe ich Dir einen lieben Gruß auf . . Da ſahe ich zum erſten mahle die Liſe Türkheim — und genoß ein paar ſchöne ſtille Stunden mit Ihr — ſo fühlte ich mich wohl noch kaum mit Jemandem gleich zu Hauſe wie mit Ihr — — ach! aber Sie iſt durch Leiden und Schickſale körperlich ſehr mitgenommen — aber deſto erhöhter Ihr Muth — deſto feſter die Kraft Ihrer Seele. — Es that mir ſehr wohl auch von Dir mit Ihr zu ſprechen, ſie ſagte: ‚Ich laß' ihn grüßen, und freue mich beim Andenken an Ihn das reine Bild, das er durch ſein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt darin zu wahren, und werde es durch nichts, daß mir geſagt werden mag verwiſchen laſſen!' Sie war lang in Erlang mit ihrer Familie, der Mann ging früher zurück — und Sie folgt nun auch wieder mit ihren holden Kindern — wie's Ihr nun wohl weiter ergehen mag? — und doch wann eine Sterbliche von guten Geiſtern bewacht und hindurchgeführt wird, ſo iſt's dieſe . . . es war mir ſo wohl neben Ihr, als wenn ich in Deiner Iphigenie leſe — — ſo wohl und ſo wehmütig, als wenn ich mir eine Stelle im Werthern aufſchlage — — — ſo wohl von Dir mit Ihr zu ſprechen!"

Hier tritt uns alſo abermals und völlig unabhängig vom erſten Male die Erinnerung an die goethiſche Iphigenie entgegen. Es muß doch wohl etwas vom Weſen dieſer keuſchen und hoheitvollen Prieſterin in dieſer Frau von Türckheim ſich verkörpert haben. Und wie ſchön iſt's, daß ſie ſich das reine Bild, das ſie vom Jugendgeliebten im Herzen trägt, nicht mag trüben laſſen, und daß ſie

keinem erlaubt, daran herumzumäkeln. Dies zeigt, daß es hier wirklich ein Heiligtum für sie gab — ein Heiligtum der Erinnerung, an dessen Altar sie ganz allein opferte und zu dem sie niemandem den Zutritt gestattete.

Spätestens Mitte Oktober 1795 muß die Türckheimsche Familie in Straßburg, nach fast dreijährigem Fernbleiben, wieder vereinigt gewesen sein.

Was jetzt noch kommt, sind ruhige Zeiten — trotz politischer Unruhen — Freuden und Sorgen der Eltern an ihren Kindern — leise einbrechender milder Altersſonnenschein. Die starken Ereignisse fehlen. Aber mancherlei Fäden spinnen sich geduldig weiter oder knüpfen sich vorübergehend, schon silberfunkelnd, wieder an, die wir doch in flüchtigem Verweilen wollen vor uns aufschimmern lassen. —

Die äußeren Verhältnisse des Hauses Türckheim sollten sich rasch wieder ordnen. Es seien diese Ereignisse nach dem Nekrolog vom 12. Juli 1831, wie er dem bereits verwitweten Herrn Friedrich von Türckheim in den elsässischen Blättern gewidmet wurde, angeführt. Dieser Nachruf bildet immerhin ein charakteristisches Dokument der Zeit. „Verfolgt, verbannt vom Lande, das er heiß geliebt, vertrieben, wurde er nach wiederhergestellter Ordnung zurückgerufen und befriedigte alle seine Gläubiger, während der größte Teil seines Vermögens von der Revolution verschlungen war; mit Hilfe seiner Mitbürger baute er seinen Wohlstand von neuem auf, ohne daß ihn die eigenen

Geſchäfte von ſeinem Wirken für das öffentliche Wohl abgehalten hätten. Er war Mitglied der Handelskammer ſeit ihrer Entſtehung, wie auch Generalrat des Niederrheins von Anbeginn dieſer Inſtitution, fünfmal wurde er zur Ehre berufen, den Vorſitz in dieſer Verſammlung zu führen, und verließ dieſelbe erſt im Jahr 1815 infolge der legitimiſtiſchen Reaktion . . . Dreimal [nach Paris] in die Kammer der Abgeordneten gewählt, pflückte er jeden Lorbeer, den die öffentliche Achtung dem Talente und der Tugend verleihen kann. Zu einer anderen Zeit [1809—1814] zum badiſchen Finanzminiſter ernannt . . . folgte er dieſem ehrenvollen Rufe in der Hoffnung, auf dieſem Poſten das Gute in höherem Maße ausüben zu können; verließ ihn jedoch, ſobald er eingeſehen hatte, daß es ihm unter den damaligen politiſchen Umſtänden [napoleoniſche Unterdrückung!] ganz unmöglich geworden. Im hohen Alter [1826] bezeichnete er ſelbſt die Grenze einer politiſchen Laufbahn und widmete ſich nur noch der Verwaltung der proteſtantiſchen Intereſſen, verſöhnend, ſchlichtend, die einen ermunternd, die anderen zurückhaltend, beharrte er in dieſer Fähigkeit mit ununterbrochenem Eifer bis an ſeinen Tod."

An der Seite eines ſo tätigen, gerecht denkenden und hochgeachteten Gatten verbrachte Frau Eliſabeth von Türckheim geſegnete und ruhige Jahre. Ihr ſchönes, in der Brandgaſſe mit einer Terraſſe auf den Broglieplatz gelegenes Haus hatte ſie nach und nach wieder auf denſelben Fuß gebracht, wie es früher geweſen war, und vereinigte hier dieſelben alten treuen Bekannten. Seit dem Jahre 1800 ver-

brachte sie regelmäßig die Sommermonate auf dem neu erworbenen Landgut Krautergersheim, das auf der Straße von Straßburg nach Barr, etwa in der Mitte der großen Ebene zwischen dem Rhein und den Vogesen, unterhalb des sogenannten Glöcklisberges, idyllisch und lieblich gelegen war. Durch hohe uralte Kastanienbäume kam man nach der Schilderung des Grafen Türckheim in einen großen geschlossenen Hof, an dessen rechte Seite sich eine alte Kapelle schmiegte. Zu dem niedlichen einstöckigen Wohnhaus mit seinem Treppentürmchen an der linken Ecke stieg man eine gewundene Steinstiege empor, gelangte dann in einen hübschen mit Kupferstichen gezierten Hausflur, zu dessen Linken der freundliche Gartensaal sich öffnete. Ein daran anstoßendes Kabinett war der besondere Aufenthaltsort der Hausfrau; hier konnte sie an kühlen Herbstabenden in ihrem französischen Kamin ein lustiges Holzfeuer aufflackern lassen. Eine perronartige, von rankenden Rosen umsponnene Steintreppe führte dann vom Gartensaal in den kleinen Park, dessen Anlage nach Lilis eigenem Entwurfe erfolgt war. Sie selbst hat in einem reizenden Brief an zwei ihrer Söhne ihre Tätigkeit bei Einrichtung dieses Landsitzes geschildert. Als Probe ihres französischen Stils sei das Wichtigste daraus mitgeteilt:

„J'ai un si grand besoin de m'occuper de vous", heißt es daselbst, „et mets à la question tous ceux qui vous ont vus et parlé et pourtant je vous écris si peu. En voici la raison: Depuis que je suis **Oberbau-Inspektor**, je ne puis faire autre chose que mesurer, comparer, ordonner et ce qui en est la suite, critiquer et gronder. Vous êtes trop loin de

moi, mes chers amis, pour que je puisse aussi étendre sur vous mon Inspection, mais je pense qu'elle est inutile avec des personnes aussi raisonnables. — Ici cependant, où je campe avec Winter et Louise [Bedienter und Kammerzofe] nous avons déjà fait tant de besogne que tout le monde s'en étonne. — Il faut vous dire qu'à notre arrivée les rats et les souris étaient seuls maîtres de céans. Les planchers détruits, point de volets, partout fenêtres et portes brisées, le toit percé, tel était l'état où je trouvai la maison. — Mais avec quelques petits coups de cette baguette, que vois appelez Zauberſtäbchen, tout a été changé en peu de jours: des planchers neufs, des volets partout, portes et fenêtres renouvelées, le toit réparé, même le pigeonnier (en qu'il y a ici de plus joli) relevé, enfin les deux chambres d'habitation mit eigener hoher Hand tapeziert: voilà, mes chers amis, ce qui a été fait dans l'espace de quinze jours. J'ai le plus grand plaisir de voir combien votre modeste habitation sera gracieuse, simple et joli quand tout sera terminé. — Figurez-vous que j'ai déjà logé onze maîtres, il est vrai que plusieurs ont couché sur des matelas par terre ou sur des lits de camp, mais huit d'entre eux avaient de très bons lits. — La maison a peu d'apparure, mais elle est gentille, heimlich et me plaît infiniment."

Etwas wie ein kinderfrohes Lächeln glaubt man über die Züge der zweiundvierzigjährigen, noch ſo jung empfindenden Frau gleiten zu ſehen, als ſie da ſaß und dieſen Brief ſchrieb. Und wie lieb machen ſich die deutſchen Flickwörter in der eleganteren Umgebung des franzöſiſchen Grundtextes.

Sie wirken wie kleine neckische Verschämtheiten, wie schüchterne Heimatsklänge. Indes in der Regel schrieb Madame ihren Kindern französisch. Das war sie, zumal seitdem die Revolution und das napoleonische Kaiserreich einen so großen Umschwung aller Verhältnisse gebracht hatten, ihrer Stellung und offiziellen Nationalität schuldig. Dienten doch auch zwei der Söhne als Berufsoffiziere im französischen Heer, von denen der eine, Wilhelm, zehn Jahre lang alle napoleonischen Feldzüge von Spanien bis Rußland mitmachte.

Aber wir müssen die Kinder jetzt ein wenig besser kennen lernen. Die Mutter selbst hat sie einmal in einem Brief an Lavater, an dessen Züricher Heim sie wie an ein „Ideal von menschlicher Glückseligkeit" zurückdenkt, vorgestellt (4. Mai 1797). Da ist zuerst die Tochter. Sie „vereint mit einem guten Herzen einen sehr selbständigen Charakter und ziemlich glückliche Anlagen zu allen Talenten." Sie sucht sich anzupassen und fortzubilden und „bildet sich nach und nach zu einem tätigen, wohlwollenden und, ich hoffe, wohltätigen Geschöpf." Diese Tochter verheiratete sich 1800 mit einem Militärintendanten Brunck, wurde 1807 Witwe und zog wieder zu den Eltern; sie lebte bis 1865, wo sie 86jährig starb. — Dann kam der Sohn Fritz, „ein offener, reiner, guter, ganz aus Mitteilung und Wohlwollen zusammengesetzter Knabe", der seinen Hang zum Studium aufopferte, um in Paris Kaufmann zu werden. „Ich schmeichele mir gern, ihn rein und etwas selbständiger wiederzusehen." Er heiratete später die Gräfin Friederike von Degenfeld-Schonburg und wurde der sehr ver-

ehrte Schwiegervater jenes Grafen Dürckheim, der uns aus Erinnerungen und Familienpapieren seine dankenswerte Lili-Biographie zusammengestellt hat. Starb 1850. — Drittens Karl: „hat uns noch keine einzige trübe Stunde gemacht . . . Gott wird ihn segnen." Vermählte sich mit einer Gräfin von Waldner-Freundstein und lebte bis 1862. — Viertens Wilhelm: „ein kraftvoller derber Junge, der viele Fähigkeiten mit einem eisernen Fleiß vereint, wird nie kein mittelmäßiger Mensch werden; noch hat er nicht das Liebende und Anschließende seiner Geschwister, ich hoffe es erkünstlen und, wenn ich so sagen kann, erlieben zu können [Vortrefflich, Frau Lili!], denn sein Herz ist gut." Er wurde später jener Kriegsmann, der von Bettina als der schönste Offizier der französischen Armee gerühmt wurde. Nach der Mutter Tode verheiratete er sich mit einer Freiin von Dietrich und erreichte, wohl infolge wiederholter Verwundungen in zahlreichen Feldzügen, nur ein Alter von sechsundvierzig Jahren († 1831). — Endlich der letzte: Heinrich, „der Liebling der Natur durch angenehme [Körper-]Bildung sowohl als mehr noch durch die Vortrefflichkeit seiner Anlagen; ein vortreffliches Kind, ganz aus Liebe zusammengesetzt und durch sie allein beglückt. Wie viel wird er zu leiden und zu genießen haben, nach der feinen Organisation, die Gott ihm gab." Er schlug die Militärlaufbahn ein, nahm 1848 als Kavallerie-Oberst seinen Abschied und erreichte ein Alter von sechzig Jahren. Vermählt war er mit einer jüngeren Schwägerin seines Bruders Fritz, einer Gräfin von Degenfeld-Schonburg. — „Gott leite und segne sie alle", schloß Frau Lili ihren

Brief an den Seelsorger-Freund Lavater, „sie alle, die mein Herz so innig und so einzig liebt, und verzeihe mir meine Fehler und Schwachheiten, besonders das zu feste Anschließen an sie.“ Gott hat ihr alles verziehen; denn er hat diese Mutter Freude an ihren Kindern erleben lassen. Lilis letzter Enkel, Baron Ferdinand von Türckheim, lebte bis in unsere Tage und starb, 103 Jahre alt, im April 1914 in Montreux, wohin er nach dem Deutsch-Französischen Kriege übergesiedelt war.

Ihr Verkehr mit all den Ihrigen war ein überaus herzlicher und freundschaftlicher. Die Briefe, die Graf Dürckheim mitgeteilt hat, beweisen es. Wir können davon hier als immerhin etwas farblosen Familiendokumenten nur aufs flüchtigste Notiz nehmen. Vor allem war die fromme Mutter immer sehr um das seelische Wohl ihrer Söhne besorgt. „O betrübe und beleidige Deinen Schutzengel nicht!“ schreibt sie etwa an Fritz nach Paris. „Vor Gott und den Menschen ist nichts schöner und angenehmer als ein reiner Mann.“ Daß sie glauben durfte, dieser Wunsch sei in Erfüllung gegangen, hat sie dann später hoch erfreut. „Oh mon enfant!“ (Französisch machen sich derlei Ergüsse doch besser als deutsch). „Que je suis heureuse de vos principes et de votre pûreté et que mon coeur chérit en vous ce désir ardent de vous perfectionner, ah! gardez à jamais cet amour de bien, ce respect pour la religion et ce vif besoin de vous ennoblir par la pûreté des sentiments et l'élévation des pensées.“ Auch vor den Gefahren der „Einbildungskraft“ warnt Lili gelegentlich ihre Söhne. Sie sollen sich nicht davon hinreißen lassen, nichts übereilen. „Ich

kann nie die Eindrücke vergessen, die mir solches hinterlassen!" (Dachte die besorgte Mutter hier wohl an ihre eigenen Liebestorheiten mit Goethe?) Überraschend, doch wohltuend ist stets der Ton vollendeter Höflichkeit und Rücksichtsnahme, den diese Mutter im Verkehr mit ihren Söhnen beobachtet hat. Nie hört man ein hartes, rauhes, befehlshaberisches Wort, nie verletzt sie auch nur mit der kleinsten Wendung die Selbstachtung ihrer Kinder. Und wenn sie einmal ein besonderes Vertrauen begehrt, so mildert sie diese Bitte, indem sie ihr eine leicht-scherzhafte Einkleidung gibt. Etwa an Fritz: „Sind es denn die Geschäfte allein, die dich ganz einnehmen? Ist nicht in einem Winkelchen des Herzens der kleine schelmische Gott eingekehrt, der den emsigen prosaischen Merkur auf ein Weilchen vertreiben möchte? Wie steht es um dein Herz, sage mir das; mache mich zu deiner Vertrauten, ich will schweigen wie das Grab!" Wieviel echte Kultur liegt doch in dieser Art des Verkehrs einer Mutter mit ihren heranwachsenden Söhnen! Gewiß, Goethe brauchte sich nicht zu schämen, dieser Frau die Lebensrichtung gewiesen zu haben. So verschieden die geistige Atmosphäre war, in der diese beiden Menschen sich bewegten und ihrer Endeserfüllung entgegenreiften, etwas verband sie dennoch, und gerade im innersten Punkte ihrer wahren Menschlichkeit: das Gefühl der Liebe und der Milde, das sie allem wahrhaft Guten und Tüchtigen entgegenbrachten.

Es ist eines der eigentümlichsten Schauspiele, diese beiden Naturen, hinweg über so mancherlei Trennungen des Raumes und der Zeit, schon auf

abwärts ſich neigender Lebensbahn, flüchtig und leiſe noch einmal, nein zweimal einander berühren zu ſehen. Warum ſie es wohl nicht öfter getan haben? Warum ſie ſich niemals wieder das eigentümliche Seelenglück eines Wiederſehens vergönnt haben? Was trennte ſie eigentlich? Wir haben nur eine Antwort: die Menſchen jener Epoche waren, äußerlich und innerlich, ſchwerer beweglich und zurückhaltender, als wir Heutigen es ſind.

Trotzdem faßte ſich Lili eines Tages ein Herz und ſchrieb an Goethe. Nicht aus müßiger Neugier, noch weniger aus irgendeiner Art von Zudringlichkeit; ſondern ganz einfach, weil ſie die Fürſprache des mächtigen Mannes für einen ihrer Freunde glaubte brauchen zu können. „Strasburg, d. 25. Hornung 1801“, ganz deutſch, iſt dieſes Schreiben datiert. Es beginnt: „Der Gedanke und die frohe Hoffnung, einem Jungen, Verdienſtvollen Manne behülflich zu ſeyn, erlaubt mir nicht erſt die Frage zu unterſuchen, ob Sie, Verehrungswürdiger Freund, ſich wohl meiner, nach einer Trennung von 27 Jahren erinnern mögen. — Ich weiß nicht, ob es Beſcheidenheit oder Stolz iſt, daß ich mir dieſe Frage nicht erlaube, das aber weiß ich gewiß, das es meinem Herzen wohlthätig iſt, einem Freund zu dienen; daß mir die Veranlaſſung, Sie, Verehrungswürdiger, um dieſen Dienſt zu bitten, erwünſcht iſt.“ Wiederum, Wort für Wort, der vollendetſte Takt. Ganz Dame der Welt und dennoch, mit zarteſter Andeutung, die nahe alte Freundin. Es folgt dann die Empfehlung eines Herrn Kocher — wobei ihr die Reinheit ihrer Abſicht für die Auslegung wie für den Er-

folg ihrer Bitte bürgen ſoll. Die Schreiberin könnte jetzt hochachtungsvoll ſchließen. Doch kann ſie nicht umhin, ihrem Brief zum Schluß einen etwas familiären Charakter zu geben, indem ſie einige Nachrichten über ihre Kinder einfügt: daß ihre beiden älteſten Söhne zur Zeit in Frankfurt weilen; daß ihre Tochter „ſeit 6 monath mit einem ſanften Edlen Jungen Mann verheurathet“ iſt; und daß die jüngeren Söhne zuhauſe fleißig ſtudieren. „Gern möchte die Mutter hinzufügen, wie glücklich ſie iſt; aber das Urteil einer liebenden Mutter ſcheint immer verdächtig, und ich ſchweige alſo und ſchließe mit der Bitte, mir meine Schwatzhaftigkeit zu verzeihen.“ Dies Aus-der-Rolle-Fallen zum Schluß iſt wiederum ganz allerliebſt und wird der Exzellenz in Weimar gewiß ein freundliches Schmunzeln entlockt haben. In „vollkommenſter Hochachtung“ und „aufrichtigſter Freundſchaft“ zeichnet alsdann die „alte Freundin Eliſe von Türckheim“.

Am 30. März erfolgte Goethes Antwort: „Nach ſo langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine ſehr angenehme Erſcheinung. Schon vor einigen Jahren verſicherte mich Frau von Egloffſtein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutſchland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältniſſe.“ Der in Erlangen erteilte Auftrag war alſo ausgeführt worden; und die Vermittlerin dieſer Grüße ſcheint noch mehr, und vielleicht mit einiger Phantaſie erzählt zu haben, wie die anſchließende Stelle zeigt: „Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgeſtanden und dabei, wie ich weiß, einen entſchloſſenen

Mut bewiesen, der Ihnen Ehre macht. — Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen." Jetzt erst kommt Goethe auf das eigentliche Anliegen zu sprechen; etwas ausweichend; man spürt, daß er in dieser Angelegenheit nicht viel tun kann. „Dem ungeachtet will ich nicht verfehlen, das, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich sein sollte, zu bewirken. — Leben Sie recht wohl und gedenken meiner auch künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge."

„Gedenken Sie meiner auch künftig." Diese Worte berechtigten Frau von Türckheim, die Korrespondenz mit dem großen und berühmten Dichter nach einiger Zeit wieder aufzunehmen. Doch auch hier zeigte sie ihren Stolz. Sie ließ über sechs Jahre dahingehen und benutzte erst die Gelegenheit, als ihr Sohn Karl mit seiner jungen Frau Deutschland bereiste und daher auch Weimar zu berühren gedachte, um dem jungen Paar eine Empfehlung mitzugeben. „Beurteilen Sie meinen Sohn Karl mit Schonung und Liebe," schreibt die stets besorgte Mutter am 21. September 1807, „und lassen Sie des Gedankens mich froh werden, daß Ihr belehrender Umgang ebenso glücklich auf meine Kinder einwirken wird als die in meinem Herzen so unlöschbar tief eingegrabene Erinnerung an Ihre Freundschaft." In einer Nachschrift erwähnt sie auch noch ihren mit dem napoleonischen Heer unterwegs befindlichen Wilhelm, der auch vielleicht bei Goethe vorsprechen werde, und hofft, daß „sein

Biederſinn und das Empfehlungsſchreiben, das ihm die Natur erteilte", ihm das Herz des Dichters gewinnen werde. Im Hinblick hierauf zeichnet ſie ſich als „die glückliche Mutter".

Leider fielen die Beſuche der jungen Leute nicht ſo aus, wie die Mutter beabſichtigt und der Freund es gewünſcht hatte. Goethes zweiter und letzter Brief an Eliſe von Türckheim, vom 14. Dezember 1807, unterrichtet hierüber: „Ihr lieber Brief, verehrte Freundin, kam zu ſpät, Ihr Herr Sohn ſchickte mir ihn von Dresden. Er war bei mir geweſen, ohne daß ich's wußte, er ſei es. Ich verwechſelte die beiden Familien ähnlichen Namens und hielt ihn von der anderen. Aber auch ſo, als mir ganz fremd, hat er mir ſehr wohlgefallen, das zweitemal kam ein Regenguß gelegen, der ihn lange bei mir feſthielt.. Ich machte mir Vorwürfe, ihn nicht bei Tiſche behalten zu haben, da es eben an der Zeit war, denn ich empfand eine wahrhafte Neigung zu ihm. Mit Ungeduld erwartete ich den andern Angekündigten ſchon lange vergebens; ich wünſchte bei dieſem nachzuholen, was ich beim erſten verſäumte. — Zum Schluß erlauben Sie mir zu ſagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach ſo langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu ſehen, die ich tauſendmal küſſe in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichſten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach ſo vielen äußeren Leiden und Prüfungen, die zu uns ſpäter gelangt ſind und bei denen ich oft Urſache habe, an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. Nochmals ein Lebewohl mit der Bitte, meiner zu gedenken. Ihr

ewig verbundener Goethe." — Dieser zweite Brief, noch weit ehrender und liebevoller als der erste, ist das letzte Lebenszeichen, das zwischen den ehemaligen Liebenden gewechselt wurde. Lili lebte noch zehn Jahre. Aber die Gelegenheit, mit Goethe in Verbindung zu treten, kam nicht wieder.

Gleichmäßig, wie ein in der Ferne sich abspielendes Schauspiel, glitt die große bewegte Zeit an der im stillen alternden Frau vorüber. Die Weltereignisse erlebte sie mit, vor allem in den persönlichen Schicksalen ihres Sohnes Wilhelm, der 1809 in Spanien verwundet wurde und in Madrid langsam genas; 1812 mit nach Rußland marschierte und aus Moskau einen die Pracht dieser exotischen Residenz bestaunenden und den angestifteten Brand wie ein vorübergehendes Ereignis abtuenden Brief schrieb; der 1813 die Erhebung in Deutschland miterlebte, nachdem der fürchterliche Rückzug aus Rußland mit wundersamer Glimpflichkeit an ihm vorübergegangen war. Die Mutter wird dies alles verstehend aufgenommen und still in sich verschlossen haben. Der Außenwelt gegenüber verhielt sie sich reserviert. Das wirkte dann vielleicht als hochmütige Kühle und mag das etwas empfindliche Urteil erklären, das eine sonst wohlwollende Beurteilerin und entfernte Verwandte, Frau Maria Belli-Gontard, gefällt hat: „Der Vorwurf des Stolzes trifft Lili in ihrer letzten Lebenszeit." Im Jahre 1816 begann Lise von Türckheim zu kränkeln; im Mai 1817 kam es zum Sterben. Die Briefe der Angehörigen, des Gatten sowohl wie der Söhne, bekunden den tiefen Schmerz, den der Verlust dieser vortrefflichen Frau im Kreise der Ihrigen erregte. „Die Schwester

schläft," schreibt Friedrich Türckheim an seinen Schwager Schönemann. „Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen. Gestern Abend verschied sie sanft in meinen, der Lilli Brunck und der Fritze Degenfeld Armen. Das Band, das mich seit bald vierzig Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle hinfür einsam hier mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in die letzte Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete."

In Goethes Nachlaß aber fand sich, sorgfältig aufgehoben, mit dem Frankfurter Poststempel vom 23. Mai, folgende Todesanzeige: „La Famille de Türckheim a l'honneur de vous faire part de la perte qu'elle vint d'éprouver par la mort de Dame Anne Elisabeth Schönemann, épouse de M. Bernard-Frédéric Baron de Türckheim, ancien banquier à Strasbourg et ancien Ministre d'Etat de S. A. Royale le Grand-Duc de Baden; décédée en son habitation de Krautergersheim dans la nuit de 5. Mai, à l'age de 59 ans."

Lili war tot — doch jetzt erſt recht ſollte ſie zum Leben erwachen. Der Freund ihrer Jugend, der einſt ſie verlaſſen hatte, weil er unvermögend war, ihrer beider Lebensſchickſale unzerreißbar aneinander zu binden, er band nachträglich ihrer beider Namen derart zuſammen, daß ſie, ſolange der Menſchen Gedenken reicht, nicht mehr voneinander gelöſt werden können.

Goethe, der lange Reihen ſeiner Jugendſchickſale wohlgemut der Welt preisgegeben hatte, machte, als er vor ſeinem Liebeserlebnis mit Lili ſtand, ‚plötzlich in ſeiner Darſtellung Halt'. Es war Sommer oder Herbſt 1813, und Lili lebte damals noch. Der Dichter, der Friederike Brion gegenüber nicht die gleiche Zartheit hatte walten laſſen, trug Scheu, ſeine Erinnerungen weiterzuführen. Die Rückſicht auf die noch Lebende hemmte ihn. Vielfach ſtockend, ging er dann dennoch an die Arbeit, ſammelte Materialien und ſprach aus der Fülle dieſer Vergangenheitseindrücke im Oktober 1815 zu Sulpiz Boiſſerée u. a. auch über Lili: Wie oft er den Pfad durch die Gerbermühle gegangen ſei, nach Offenbach „zur Schönemann". Wie er ſeine Lieder an ſie dichtete. Wie ſie Bräutigam und Braut wurden. Und wie ſie dann allmählich voneinander entfernt wurden, durch Einmiſchung Dritter, ohne es ſelber zu wiſſen. Als erſten Anlaß zur Trennung gab Goethe damals die

Religionsverhältniſſe an, weil er lutheriſch, ſie reformiert war, und fand dann das ſchöne Wort, daß ſie unglücklich waren, „wie die Kinder, die ein Leid haben und es ſich wechſelſeitig klagen und nicht wiſſen, warum“. Es wird berichtet, daß Goethe damals ein Wiederſehen mit Lili in Erwägung zog, doch hat er ſie bei ſeiner Rheinreiſe in Karlsruhe, wo er ſie irrtümlich vermutete, nicht angetroffen. Seine Abſicht war, ihr von ſeinem Plane zu erzählen und ſich ihre Einwilligung dazu zu holen. „Ich würde ſtolz darauf geweſen ſein,“ äußerte er im März 1830 zu Soret, „der Welt zu ſagen, daß ich ſie zärtlich geliebt habe, und ich glaube nicht, daß ſie bei dem Geſtändnis, daß meine Neigung erwidert wurde, errötet wäre; hatte ich aber das Recht, es ohne ihre Zuſtimmung zu ſagen? Ich hatte immer die Abſicht, ſie darum zu bitten; aber“, fügte er ſeufzend hinzu, „es iſt nicht mehr nötig.“

Zwiſchen 1821 und 1831, in langſamen Etappen gedieh dann die Arbeit am vierten Teil von „Dichtung und Wahrheit“. Eine der letzten Partien, die Goethe diktierte, war ſeine erſte Begegnung mit Lili — ſo ſehr hatte er dieſe Darſtellung aufgeſchoben. Als eines ſeiner letzten Werke vor ſeinem Tode ſteht das Ganze nun da, und viele Generationen noch werden ſich der Poeſie, die er darüber webte, erfreuen. Wie zu Beginn ſeiner Dichterlaufbahn in ſeinen Liedern, ſo hat er am Ende derſelben in ſeiner autobiographiſchen Erzählung der Liebe zu Lili ein Denkmal geſetzt. Wie wir ſahen, ſind auch in einigen kleineren Dramen Züge von Lili poetiſch lebendig geworden. Ein anderes, in Weimar geplantes Drama, „Der Falke“, in dem die

weibliche Hauptfigur, Giovanna, Lilis Züge tragen sollte, blieb unausgeführt. Ob hie und da andere Figuren, etwa die Leonore Sanvitale aus „Tasso", in Einzelheiten im Hinblick auf Lili konzipiert wurden, möge dahinstehen. Daß aber die Dorothea aus „Hermann und Dorothea" ein auch noch so sehr verallgemeintes Porträt von Lili sein soll (wie Bielschowsky will), ist abzuweisen; zwischen den beiden Erscheinungen ist eine zu weite Kluft. Nur Nebenzüge des äußeren Schicksals gestatten einen Vergleich.

Jedenfalls aber hat die Arbeit am Schlußteil von „Dichtung und Wahrheit" den Greis mit so lebhaften Erinnerungen an seine ehemalige, nun schon im Grabe ruhende Jugendgeliebte erfüllt, daß er im Geist gleichsam eine zweite Liebesperiode erlebte. „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe," äußerte er zu Soret. Und darauf folgt dann jenes im Beginn dieser Darstellung bereits angeführte Geständnis, daß sie die Erste und die Letzte gewesen sei, die er tief und wahrhaft geliebt habe. Als er um jene Zeit dann auch den ausführlichen Bericht der Baronin Egloffstein über deren Zusammentreffen mit Lili in Erlangen erhielt, fühlte er sich ganz ergriffen. „Ihr treues Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde eine ebenso freudige Erquickung werden." Und als gleichfalls um diese Zeit eine Enkelin Lilis, ein Fräulein von Türckheim, in Weimar zu Besuch weilte und allgemeines Gefallen erregte, quoll, als sie vorzeitig abreiste, in Goethe lebhafte Bewegung auf. Es

tat ihm leid, ſie nicht öfter geſehen zu haben, und er bedauerte, daß er die Abſicht ſie einzuladen, immer wieder aufgeſchoben habe, bis es zu ſpät war. So gern hätte er ſich einmal ungeſtört mit ihr unterhalten, „um die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzuſuchen.“ Dieſe innerliche Sehnſucht nach der Jugendgeliebten bei dem mehr als achtzigjährigen Dichter hat etwas unendlich Rührendes. Was in jenen ſtürmevollen Zeiten der Vergangenheit an Schmerzlichem ihn bewegt hatte, was an Ungenügen in ihm genagt, an Ungewißheit in ihm gebangt, an dämoniſchem Widerſpruch in ihm getobt hatte, alles war vergeſſen und begraben, war untergetaucht im Zeitenmeere — und nur ein Gefühl noch herrſchte, beglückend und jugendlich in ſeinem frühlinghaft durchwärmten Inneren: die Liebe.

Literatur

Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Leipzig, Insel-Verlag, 1909—1912. — In jeder Hinsicht das Hauptquellenwerk.

Goethe, Dichtung und Wahrheit; vor allem Teil IV, sechzehntes bis zwanzigstes Buch. — Der Kommentar von B. v. Loeper, 1876, noch immer sehr schätzenswert.

Goethe, Gedichte. — Die hierhergehörigen größtenteils bequem zusammengestellt in „Goethes Liebesgedichten", herausgegeben von Hans Gerhard Gräf, Leipzig, Insel-Verlag, 1912.

Heinrich Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, 1852. — Erste wissenschaftliche Biographie.

Carl Jügel, Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie. Frankfurt a. M., 1857. — Bringt viele Materialien aus Familienpapieren.

Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, Lillis Bild, geschichtlich entworfen. Mit einer Auslese aus Lillis Briefwechsel. München, C. H. Beck, 1878. — Die zweite Auflage, 1894 von Bielschowsky besorgt, mit einem wertvollen Anhang von Anmerkungen.

Albert Bielschowsky, Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze. Aus dem Nachlaß herausgegeben. München, C. H. Beck, 1906.

Leben in Frankfurt am Main. Auszüge der Frag- und Anzeigungsnachrichten von 1722 bis 1821. Gesammelt von Maria Belli, geb. Gontard. Zehn Bände. Frankfurt a. M., 1850. (Besonders Band V und VI.)

G. L. Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. in ausgewählten Darstellungen. Nach Urkunden und Akten. Frankfurt a. M., 1871.

G. L. Kriegk, Deutſche Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Nebſt einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt. Leipzig, 1874.

Eliſabeth Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Nach archivaliſchen Quellen. Leipzig, o. J. (1909).

Caroline Valentin, Geſchichte der Muſik in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., 1906.

Julius Rathgeber, Elſäſſiſche Geſchichtsbilder aus der franzöſiſchen Revolutionszeit. Baſel, 1886.

Hermann Ludwig, Straßburg vor hundert Jahren. Stuttgart, 1888.

Manfred Eimer, Die politiſchen Verhältniſſe und Bewegungen in Straßburg i. E. im Jahre 1789. Straßburg, 1897.

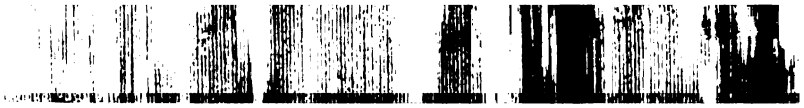
Th. Gerold, Franz Heinrich Redslob. Ein Straßburger Profeſſor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Straßburg, Heitz 1906.

Goethe-Jahrbuch: Band I (1880), Wilmanns, Goethes Belinde, Band II (1881), Wilmanns, Über Erwin und Elmire, Band XIII (1892), Suphan, Letzter Briefwechſel zwiſchen Goethe und Lili; Band XXIV (1903) H. Funck, Briefe von Liſe Türckheim an Lavater.

Die Briefe von Lavater, der Gräfin Egloffſtein und der Bäbe Schultheß: bei Dürckheim.

Die Briefe Goethes an Auguſte zu Stollberg, bequem zuſammengeſtellt, in einer von Max Hecker beſorgten Sonder-Ausgabe der Inſel-Bücherei (Nr. 10).

Die Goethe-Biographien von Bielſchowsky. München, C. H. Beck (1896 u. 1904), und Eduard Engel (Berlin, Concordia-Verlag, 1910, jetzt Braunſchweig, Weſtermann) wurden gern und dankbar benützt.



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

13 Jan'50 BG

LD 21–100m-9,'48(B399s16)476

Frauenleben. 411752 CT3200 F7 v.18

411752
CT3200
F7
v.18
Frauenleben

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY